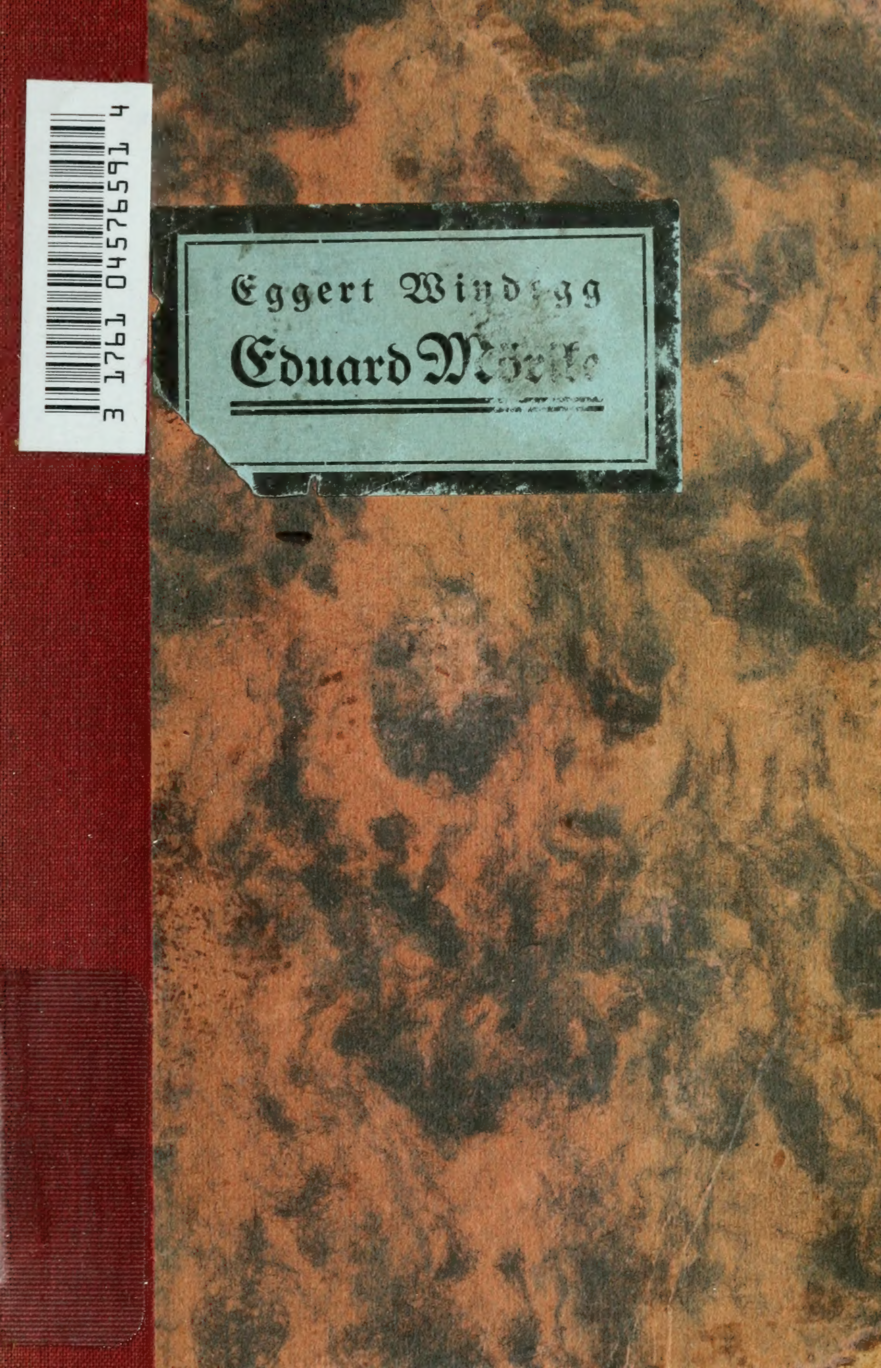
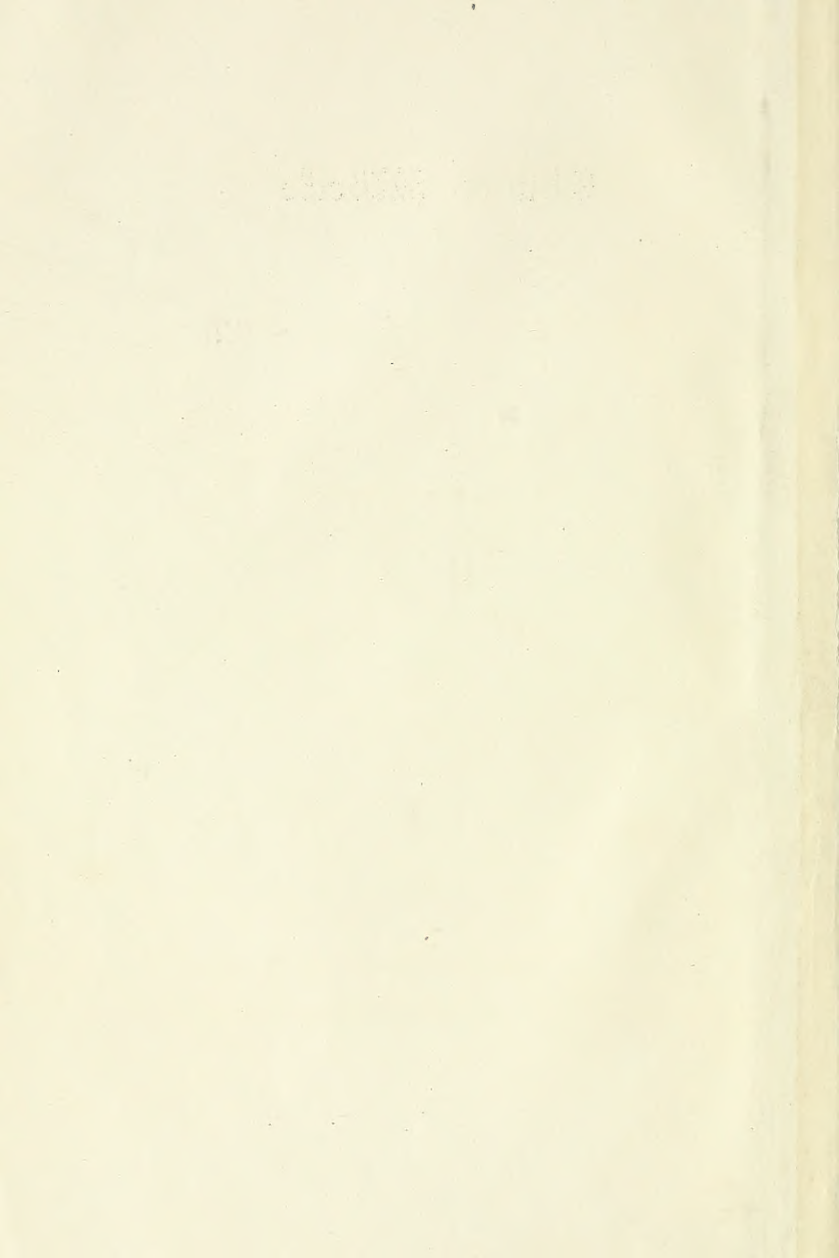

3 1761 04576591 4
Eggert
Eduard







Eduard Mörike



Eduard Mörike

Von

Walther Eggert Windegg

Zweite, neu bearbeitete Auflage



Verlegt von Strecker und Schröder in Stuttgart

1919

Druck von Strecker und Schröder in Stuttgart

Meiner Mutter
gewidmet

Vorwort

Dieses Büchlein, erstmals zum hundertsten Geburtstage des Dichters erschienen, ist eine Reihe von Jahren vergriffen gewesen und trotz fortdauernder Nachfrage nicht wieder aufgelegt worden, weil der Verfasser von Jahr zu Jahr gehofft hatte, jene größere, umfassende Darstellung des hier umrissenen Lebens, die ihn seit langem beschäftigt, an seine Stelle setzen zu können.

Nun aber hat sich der Plan dieses neuen Werkes, dessen Abschluß auch noch in einiger Ferne steht, so wesentlich verändert, daß die eine der beiden Darstellungen die andere weder mehr zu ersetzen, noch gar hinfällig zu machen vermöchte. Während nämlich das künftige Werk sein Recht und seine Bedeutung ganz in einem neuen künstlerischen Aufbau des Lebens, der menschlichen Persönlichkeit suchen wird, woraus das Literarische

von selbst sich ergeben soll, geht die vorliegende Monographie darauf aus, mit Beschränkung auf das hauptsächlich Wissenswerte den Lebenslauf sowohl als auch das Schaffen des Dichters in großen Linien zu umschreiben und so zum Verständnisse seiner menschlichen und künstlerischen Art hinzuführen.

Daß bei der Leserschaft nach einem Büchlein dieser Art ein lebhaftes Verlangen besteht, und auch daß eben das vorliegende Büchlein diesem Bedürfnisse zu dienen geeignet war und weiter geeignet sein wird, darf aus dem unbestrittenen und nachhaltigen Erfolge der ersten Auflage wohl geschlossen werden. So mag es denn, in jenem Wesentlichen unverändert, in vielen Einzelheiten verbessert, von neuem erscheinen.

München, Frühjahr 1919.

W. E. W.

Unweit von Marbach, der Heimat Schillers, in Ludwigsburg, ist Eduard Mörike am 8. September 1804 geboren, ein Landsmann von Justinus Kerner, Fr. Th. Vischer und David Fr. Strauß.

Sein Vater, Karl Friedrich Mörike, kurfürstlicher Landvogtei- und Oberamtsarzt, war ein charakterfester und tüchtiger, aber viel beschäftigter Mann. „Wenn er auf uns wirkte," erzählt Eduard von ihm, „so geschah es zufällig oder durch einzelne Winke, oder gewissermaßen stillschweigend durch den so liebevollen als ernsten Eindruck seiner ganzen Persönlichkeit; ausdrücklich belehrend war seine Unterhaltung selten."

Von der Mutter hingegen, Charlotte Beyer aus dem Pfarrhause von Grafenberg, rühmt er, daß sie den Kindern im Sittlichen statt alles anderen gelten konnte. „Durch ihre Zärtlichkeit, ihr reines Beispiel und durch ein Wort, zur

rechten Zeit gesprochen, übte sie ohne studierte Grundsätze und ohne alles Geräusch eine unwiderstehliche sanfte Gewalt über die jungen Herzen aus." Von der Mutter hat auch er die Frohnatur und Lust zu fabulieren empfangen.

Neben Eduard wuchsen die älteren Geschwister Karl und Luise und der jüngere Bruder August heran, dem später noch Ludwig, Adolf und Klärchen folgten. In frühester Kindheit verband Eduard besonders mit Karl eine besondere Neigung, weil er zuerst seine kindlichen Gefühle mit mehr Nachhaltigkeit auf übersinnliche und göttliche Dinge zu lenken verstanden habe.

Das geräumige, wohlhabende Elternhaus mit Hof und Garten bot Gelegenheit genug zu lautem und heimlichem Treiben. In unersättlichen Gesprächen verfolgt Mörike noch als Tübinger Student mit dem liebsten seiner Gespielen, Hermann Hardegg, „die geheimen Fäden, an denen von Kindheit an unser beider Wesen gemeinschaftlich fortlief, die sich an die Häuser und Bäume von Ludwigsburg, an die elterlichen Wohnungen, an die Balken der Bühnen und an tausend Kleinigkeiten anknüpften".

Auch die weitere Umgebung, das alte Schloß mit seinen Unheimlichkeiten, die kühlen Schattengänge des Parkes, die Emichburg mit ihren Windharfen, der Asperg, um den Schubarts Geist noch schwebte, die schaurige Fürstengruft — all das wirkte mächtig auf die Phantasie des Kindes.

Schon frühe äußerten sich denn die starken und vielfachen künstlerischen Anlagen: die Spiele des Knaben, von der Art jener des Malers Nolten, waren voll schöpferischer Phantasie; ein ausgeprägtes mimisches Talent und lebhafte zeichnerische Begabung verrieten bedeutsam den Sinn für das Charakteristische und Plastische; Musik, die in seinem Leben wie in seiner Kunst eines der wirksamsten Elemente werden sollte, vermochte ihm sein Innerstes zu lösen.

Auch körperlich war ihm eine empfindsame, für Sinnesreize ungemein empfängliche Konstitution zu eigen. Friedrich Notter, der Mörike auf der Lateinschule sah, aber gleich Friedrich Theodor Vischer und David Friedrich Strauß, die auf den selben Bänken saßen, erst späterhin in nähere Beziehung zu ihm kam, erzählt von dem neunjährigen Knaben mit den blauen Augen

und blonden Locken: „Er zeichnete sich damals durch ungewöhnliche Schönheit und Zartheit, ja durch entschiedene Idealität der Züge aus, so daß, als ich später von seiner dichterischen Begabung vernahm, diese mir als etwas in seiner körperlichen Bildung zum voraus zweifellos angedeutet Gewesenes erschien.“ In der Schule vermochte der phantasievolle, verträumte Knabe natürlich nur wenig zu befriedigen.

Als der Vater nach dreijährigem Leiden am 22. September 1817 starb, nahm ein Oheim, der vermöge seiner Persönlichkeit und hohen Stellung schon immer eine gewichtige Stimme im Familienrate gehabt hatte, der Oberjustizrat und nachmalige Obertribunalpräsident Eberhard Friedrich Georgii den verwaisten Knaben zu sich nach Stuttgart, um seine Bildung zu fördern. Dieser vortreffliche Mann verband mit gründlichster Gelehrsamkeit die strengsten rechtlichen Grundsätze, mit einer gewissen Härte des Charakters eine große Herzensgüte. Onkel Georgii, der noch das Zöpfchen trug, hielt ein großes Haus, in dem einst Schelling vortrug und noch jetzt das geistige und künstlerische Leben des Landes einen

Mittelpunkt hatte. Von den regelmäßigen Gästen machte der Epigrammatiker Haug nachhaltigen Eindruck auf den jungen Mörike. Die ganze Atmosphäre dieser Umgebung, zu der auch eine wohlgepflegte Bibliothek gehörte, regte den Geist des Knaben vielfach an, und nicht zuletzt war es die wohlbehagliche Stimmung des Rokoko, die er hier noch in sich aufnahm und aus der er später seine Novelle „Mozart auf der Reise nach Prag" schuf.

In Stuttgart besuchte der junge Mörike das Gymnasium, um sich, gemäß seiner Bestimmung für den geistlichen Stand, auf das „Landexamen" vorzubereiten, in welchem die begabtesten Söhne des Landes für das theologische Studium ausgewählt wurden. Obzwar er darin die erforderliche Notenzahl nicht erreichte, ward er doch, in Berücksichtigung der äußeren Verhältnisse, im Oktober 1818 in das niedere Seminar zu Urach aufgenommen.

Hier warf ihn gleich nach seiner Ankunft das Scharlachfieber nieder. Als er wieder besucht werden durfte, strömten in den Freistunden alle zu ihm; sein Mitschüler Wilhelm Hartlaub,

der dann sein Lebensfreund wurde, erzählt: „Wundershalber ging ich auch einmal mit. Mit hundert Scherzen erfreute und unterhielt er den Haufen um sich her; jedoch nichts Gewöhnliches kam aus seinem Munde; den heitersten Sonnenschein verbreitete sein Wesen, in dem es jedem sogleich wohl wurde. Der Haufen verlief sich dann wieder, wie er gekommen; ich aber muß etwas geahnt haben von dem, was Ludwig Bauer von Mörike sagt: daß er die verkörperte Poesie war; unter Poesie alles verstanden, was gut, schön, lieb und liebenswert ist. Von diesem Tage an schloß ich ihn auf immer ins Herz."

Zu zweien durchirren sie das geliebte Tal, schwärmen sie am Fuße der besonnten Felsen, der alten Wolkenstühle, und folgen der Schar von Quellen, die der Matten grünes Gold durchspielen, und stürmen durch Wälder schwer, wo kaum der Mittag lichtet, hinauf zum schlichten Winkel, wo halb verwittert die kleine Bank und wo das Hüttchen steht. („Besuch in Urach.") In dieser abgeschiedenen Zelle, seinem „Sorgenfrei", saß er gern „beim freundlichen Schein einer Kerze" und gab sich seinen Gefühlen hin,

wobei ihm ward — „ich kann dir's nicht nennen, wie". Graf Schack freilich, als ihn Mörike in späteren Jahren in das Uracher Tal führte, um ihm hier „den schönsten Fleck der Erde" zu zeigen, soll, soeben vom Goldenen Horn zurückgekehrt, ziemlich enttäuscht vor dem grünbewachsenen Felsen gestanden sein.

Sie lasen die alten und die neuen Klassiker Shakespeare, Schiller und Goethe, auch Uhland, mit dem Mörike sich damals schon etwas verwandt fühlte. Goethe vor allen. Besonders der Wilhelm Meister, und zumal die Mignon-Lieder, beschäftigten und bewegten den werdenden Dichter fort und fort. Für ihre Lektüre empfingen die beiden Freunde im Sommer 1821 in einem unerwartet freundlichen Schreiben den Rat eines jungen Poeten, der noch im Jahre zuvor als Oberamtsschreiber im Uracher Seminar hospitiert hatte und nun, auf dem Stuttgarter Obergymnasium, schon eines gewissen Rufes genoß. Es war der unglückliche Wilhelm W a i b l i n g e r. Mörike und Waiblinger schlossen alsbald eine schwärmerische Freundschaft, aber so voll Inbrunst sie war, so mußte ihr doch die völlige

Verschiedenheit von beider Wesen, zumal das Gewaltsame, Ungestüme und voll Bewußte in Waiblinger gefährlich werden. Waiblinger selbst suchte und fand in dem Freunde den Ausgleich seines eigenen widerspruchvollen Wesens; „Mörike ist ein tiefes, schönes Gemüt, ringend und doch nicht krampfhaft, nicht wund, sondern stark, kräftig und gesund ... Er ist ganz Natur, nie legt er Fremdes in sich hinein, seine Eigentümlichkeit ist ihm genug. Er ist die Beute des Augenblicks, und so mag mancher Vorsatz, mancher Entschluß wieder in Nichts zurückkehren vor der Macht eines drängenderen Impulses wie leichte, flüchtige Wölkchen vor dem Hauch lebendiger Winde. Er ist unendlich liebenswürdig in diesem Hinleben, wie er denn auch, arglos und beruhigt, sich der tüchtigsten Lustigkeit hingeben kann. So ist er auch gleichgültig gegen alles lose Spielwerk der Eitelkeit." Zum ersten Mal am 13. Mai 1822 heißt es in Mörikes Briefen: „Mit Waiblingern bin ich wirklich [gegenwärtig] in Streit, doch, glaub ich, nicht auf lange Zeit."

Die fast klösterliche Zucht in Urach war dem Wesen des jungen Mörike vielleicht heilsam, denn

sein Fleiß wird in den sich immer verschlechternden Zeugnissen nicht zweckmäßig genug, seine Aufmerksamkeit mangelhaft genannt. Im übrigen werden ihm nicht üble Anlagen zugesprochen, sein Charakter gilt für gutartig, aber ziemlich weich. In der Poesie wird ihm eine günstige Anlage, Empfindung und Gewandtheit zuerkannt, wohl auf Grund gelegentlicher Talentproben, deren erste er in dem Gedichte „Die Liebe zum Vaterlande auf den 31. Dezember 1819" abgelegt haben dürfte. Es ist ein aus fünfzehn achtzeiligen Strophen bestehendes sehr bemerkenswertes Stück mit Schillerschen Klängen. Daß es den Beifall des Onkels Neuffer, Pfarrherrn in Bernhausen, des Vaters des heimlich geliebten Klärchens gefunden, mag dem jugendlichen Dichter der liebste Lohn gewesen sein.

Im September nimmt Mörike Abschied von Urach. Auf halbem Wege zur Mutter, die nun in Stuttgart wohnte, schreibt er in einem Dorfwirtshause, während die Postpferde gewechselt werden, an den noch in Urach weilenden Hartlaub: „Ich weiß nicht, wie ich eigentlich hierher kam; es schien mir, als hätt' ich von Eurer Ge-

gend oder von der meinigen noch nicht so recht gehörig Abschied genommen, und wie ich zurückdachte, war's, als wäre ich, als sähe ich mich selber — einen Mörike, den wahren — in Urach; es machte mich halb wehmütig."

Am 18. Oktober 1822 trat Mörike in das „Stift" zu Tübingen ein, jenes alte, mit der Universität verbundene, auf Stiftungen beruhende evangelisch-theologische Seminar, aus dessen strenger wissenschaftlicher Zucht schon so mancher geistesgewaltige Schwabe hervorgegangen war, in dessen hartem Zwang aber auch mancher gebrochen worden ist.

Mit Mörike ward auch Waiblinger aus Stuttgart aufgenommen, und es versteht sich, daß die beiden jungen Poeten sich sogleich wieder innig zusammenfanden. Aus dem Kreise, der sich hier um den bewunderten Waiblinger bildete (der schon der Dichter des „Phaethon" war), trat hier Ludwig Bauer zu dem Bunde der Freunde, ein gleichfalls literarisch strebender und musikalisch hoch begabter, überaus liebenswürdiger und empfänglicher Jüngling.

Gemeinsam trieben sie in warmen Sommer-

nächten, bei Tage hinter geschlossenen Läden, auf dem Österberg in Pressels Gartenhaus, wo Waiblinger ein „Pantheon" für seine Studien und sein Schaffen gefunden hatte, ein heimlich schwärmerisches Wesen. An der Wand stand — sie lasen Spinoza — das pantheistische Zeichen „Ein und All". Hier trat, von Waiblinger geführt, mehr als einmal der unglückliche Hölderlin unter sie. Sie bauten Hütten aus Tannenzweigen. Sie lasen in einer Brunnenstube den Homer und Shakespeare. Vor Mörike und Bauer aber steigt hier Orplid empor, jenes Zauberland ihrer Phantasie, das sie mit den schönsten und absonderlichsten Gestalten bevölkern. „Wir ersannen wohl Märchen genug und Geschichten," erzählt Maler Nolten, „insonderheit war nach und nach ein halbes Dutzend hochkomischer Figuren aufgekommen und ordentlich zu Fleisch und Blut geworden, so daß sie gleichsam einen Teil unseres täglichen Umgangs ausmachten." Und diese Gestalten, vor allen der Sichere Mann und das absonderliche Brüderpaar des windigen Barbiers Wispel oder Professors Sichéré und des Buchdruckers oder Uchruckers, des großartig flegel-

haften Lumpen, die teils plötzlich, fertig aus ihm heraustretend, teils Zug um Zug, unter der Anteilnahme der Freunde, Ludwig Bauers zumal, entstanden, gehörten fortan als imaginäre Personen von höchster Realität zu dem Lebenskreise des Dichters.

Mehr und mehr zogen diese beiden Freunde sich auf sich selbst zurück. Die Gesellschaft hatte zumal für Mörike keinen Reiz. Die lärmende Äußerlichkeit des burschenschaftlichen Treibens vollends, das im „Maler Nolten" verspottet wird, war ihm zuwider, und er trug weder das schwarzrotgoldene Band noch die Burschenmütze, sondern, oft als der einzige unter Hunderten, den runden Filzhut des Bürgers. Gleichwohl hat er, einmal von der Klausur des Stiftes befreit, als „Stadtbursche" so gut wie andere seine Studentenbude und seine lange Pfeife.

Von diesem Mörike schreibt David Strauß: „Wurde es einem einmal so gut, in seine Nähe zu kommen, und, war er ernst, von seinem aus innerstem Seelengrunde heraufquellenden Worte getroffen, oder in heiterer Stunde von seinem unvergleichlichen Talente humoristischer Mimik

fortgerissen zu werden: man wußte nicht, wie einem geschah; an die Geniefrage dachte man gar nicht, so wenig als Mörike selbst daran dachte; das aber wußte man, fast noch ohne seine Gedichte zu kennen, daß hier ein Dichter sei."

Damals, als der junge Mörike in den Osterferien 1823 wieder einmal zum väterlichen Ludwigsburg zurückkehrte, traf ihn jene merkwürdige Begegnung, die so tief in sein Leben eingreifen sollte. Beim Auszug aus Urach hatte er noch an Hartlaub geschrieben: „Auch an Dich hab' ich gedacht, und mehr als einmal. Und — sonderbar genug — lange an Mignon. Sie stand fast nie so rührend vor mir. Ihr Lied ging mir immer im Kopf herum." Nun stand sie vor ihm: ein geheimnisvolles, ungemein schönes Mädchen aus der Fremde, das er mit seinem Jugendfreunde Rudolf Lohbauer in einer Schenke sah, wo es Dienste tat. Das Mädchen, Maria Meyer, ein armes, krankhaft exaltiertes Geschöpf, eine schöne Schwärmerin, von ihren Eltern verstoßen, war im Anschluß an eine religiöse Wandergemeinde der Frau von Krüdener aus der Schweiz gekommen und dann allein, nur von

dem dunkeln Drang einer somnambulen Anlage geleitet, im Lande umher geirrt. In Mörike wie in Lohbauer entfesselte sie jähe Leidenschaft.

Die ältere Schwester, Luise, die seinem Herzen nun am nächsten stand, drang warnend und mahnend in den Bruder, als er im Tiefsten aufgewühlt nach Tübingen zurückgekehrt war. Es ist wahrscheinlich, daß er schon bald zu dem Entschlusse des Verzichtes sich durchgerungen hat. Sicher ist, daß er die „Peregrina", als sie sich, in Ludwigsburg durch „Unart" unhaltbar geworden, um Neujahr 1824 aus Heidelberg abermals an ihn gewandt, ohne Antwort gelassen hat. „Ihr Leben," schreibt er an die besorgte Schwester, „soviel ist gewiß, hat aufgehört, in das meinige weiter einzugreifen als ein Traum, den ich gehabt und der mir viel genützt." Als aber das Mädchen in den letzten Tagen des Juni oder den ersten des Juli, wiederum bewußtlos auf der Landstraße bei Tübingen gefunden, von neuem zu ihm dringen will und er sie fliehen muß, nur der Obhut der Freunde sie empfehlend; als zudem „elende Gerüchte an seinen Ohren vorbei strichen" — wenn auch „der bessere

Teil der Tübinger Gesellschaft sein Verhältnis zu Maria in dem schönen Licht ansehen mußte, in dem allein er selbst es aufgefaßt hatte"; als ihm zumal der endgültige Verlust Klärchens zum Bewußtsein kam, die sich schon nach seiner ersten Begegnung mit Peregrina ohne sein Wissen von ihm abgewandt und einem Andern versprochen hatte; — da brach er unter einer so schweren Erschütterung zusammen, daß ihn zwei Freunde, Bauer und Johannes Mährlen, zur Mutter nach Stuttgart bringen mußten.

Hier, zumeist im Umgange mit der Natur, zu der er immer flüchtet, wenn die Menschen ihm nimmer genügen, hat der Leidende sich überraschend schnell erholt. Allzuhäufige Beziehungen mit der wachen Welt will er freilich noch vermeiden: in seinem gegenwärtigen Zustand sei ein besonderer, peinlicher Zug, daß alles, was von außen Neues an ihn komme, ihn in das entsetzlichste, bangste Unbehagen versetze und ängstige, weswegen er entweder allein oder unter den Seinigen bleibe, wo ihn nichts verletze, ihn nichts aus dem unglaublich verzärtelten Gang seines Wesens herausstöre und -zwinge.

Noch in jenen Tagen der Krise, kurz nachdem er, am 15. August, mit den Freunden zu seines Bruders August höchstem Feste den „Don Juan" gehört hatte, der ihm schon damals das größte musikalische Erlebnis bedeutete, traf ihn der jähe Verlust dieses ihm nun liebsten Bruders. „Es weiß kein einziger, niemand, die Meinigen wissen's nicht, ich selber hab' es sonst nicht so gewußt, wie unaussprechlich schön der Zusammenhang seines Lebens war mit dem meinigen." Von dem kaum Vergangenen mag dieses neue Ereignis seine Gedanken und Gefühle vollends abgezogen haben. Er kehrt zu Beginn des Wintersemesters nach Tübingen zurück, und was ihn nun beschäftigt, ist nichts Geringeres als ein Trauerspiel, das er vollendet und, als ihm schien, es hätte nicht ganz die Höhe seiner Idee erreicht, verbrennt. Man hat vermutet, es sei darin das Peregrina-Erlebnis gestaltet gewesen, wohl irrtümlicher Weise. Dieses hingegen fand seine künstlerische Form in dem unvergleichlichen Zyklus der Peregrina-Lieder.

Solche Erlebnisse, wie überhaupt alle inneren Erlebnisse des Dichters, zehren auch an seinem

körperlichen Wesen. Ist doch alles künstlerische Schaffen an sich ein auch physisch gesteigerter Zustand, eine nervöse Spannung, welcher naturnotwendig die Abspannung folgen muß. Damals schon litt Mörike unter Schlaflosigkeit; er kannte sie, die „Zeit der dunkeln Frühe", das „Stündlein wohl vor Tag". Damals haben ihn auch die ersten stärkeren Zweifel an seinem geistlichen Beruf gequält, die seine Freunde, Rudolf Flad zumal, mit Mühe zerstreuten.

Waiblinger war nicht mehr unter ihnen. Schon am 8. April 1824 hatte Mörike einen Abschiedsbrief an ihn gerichtet, in welchem, obgleich er es nicht über sich vermocht, ihn dem unglücklichen Freunde auszuhändigen, er sich von ihm trennte. „Weiß der Himmel," steht darin, „ich liebe Dich mit dem vollsten, reinen Herzen und habe Gram genug über das, was ich tue ... es ist meine alte Erfahrung, daß ich die Poesie im Umgang mit keinem zweiten teilen kann, der ihre Unruhe und Leiden um sich verbreiten muß, statt daß er sie rein in sich verwindet oder, wenn sonst keine Auskunft ist, auf einem (nur scheinbar) entfernteren Weg sich mit ihr ins Gleichgewicht

setzt . . . Ich aber weiß, daß Du mich entbehren kannst und glücklicher bist ohne mich. Und daß eine Zeit kommt, wo wir neu zusammentreten." Diese Zeit ist indes nicht mehr gekommen. Ende 1826 wurde Waiblinger des Stiftes verwiesen („in Anbetracht seiner beharrlichen Unordnungen und seiner gänzlichen Vernachlässigung der bestimmungsmäßigen Studien"), er zog unmittelbar darauf nach Italien, wo er drei Jahre später schon ein allzu frühes Ende fand. Aber auch nach der Trennung hat Mörike ihm seine Teilnahme bewahrt, und bitter klagt er nach Waiblingers Tode, man falle im Vaterlande so grausam und mit so gemeinem Haß über seine Leiche her, daß es ihn erquickt hätte, von solchen, die ihn besser kannten, eine versöhnende Stimme zu vernehmen. Er selbst habe ihm eine herzliche Träne nicht versagen können.

Inzwischen hatte auch Bauer, der ein Jahr früher ins Stift gekommen war, die Universität verlassen. Übrig waren noch Mährlen, Rudolf Flad, Wilhelm Nast und Johann Christoph Blumhardt, „das Blumhärdtle", denen Mörike in treuer Freundschaft verbunden blieb. Von

Hartlaub aber, dem Erzfreunde, schreibt er: „Du sitzest mit ruhiger Gebärde, in Dich selbst verloren, am Steuer, wenn die anderen nur die Winde rufen in das Segel meines gedankenlos hintreibenden Schiffes."

Im Herbst 1826 ward Mörike vom Zwange des Stifts erlöst und verbrachte bei der Mutter, die inzwischen nach Nürtingen gezogen war, eine glückliche Vakanzzeit, die ihm nur durch die Sorge um die sichtlich hinwelkende Schwester Luise getrübt wurde. Hier blieb er, bis das Konsistorium endlich, im Dezember des Jahres, doch den sicheren Winkel aufspürte, in den er sein Schiff gelegt. Und als er nach Oberboihingen, wenigstens nicht weit von der Heimat, geschickt wird, macht er „über diesen Aspekten weder ein gutes, noch ein saures, sondern lediglich ein Schafsgesicht".

Zur Weihnacht schon wandert der Vikarius weiter nach Möhringen auf den Fildern. Hier hat er wenig zu predigen und hauptsächlich nur den Sohn des Pfarrers („Unser Fritz") zu unterrichten. Bei den guten Leuten, die ihn ganz nach seinem Sinne leben lassen, ist ihm ordentlich

wohl. Er hat im Winter eine warme Vikarsstube und im Sommer ein Nebenkabinett dazu, in dem er sich eine ganze Vogelmenagerie hält; ein „Hausgötzlein aus dem Tierreich“ hat der Dichter immer gehabt. Schwer traf ihn hier der Tod Luisens am 31. März 1827. Kaum Hartlaub und Bauer, nur die Frühlingsnatur kann ihn trösten: hier schreibt er die großartige Natursinfonie „Besuch in Urach“, in der sich wirklich einmal der Natur übermenschlich Schweigen bricht.

Mörike schied ungern von den braven Leuten, und auch sie ließen ihn nur mit Trauer: „uns allen stand das Wasser in den Augen“.

Nun verschlug es den Dichter nach Köngen bei Kirchheim u. T. Dort erscheint ihm die Gegend, die Leute im Haus, alles noch von einem ganz anderen, feineren Korn als in Möhringen. Sein Pfarrherr, Renz hieß er, war in der Tat ein freier und feiner Mensch von vielseitiger Veranlagung. Von welcher Materie auch die Rede sei, so sei er ein Gefäß, das echten Wein von sich gibt, wo man es anbohre.

Mörikes Vorfahr aber ist der Mann, „den

Klärchen Neuffer glücklich gemacht", und er schreibt an seinem Tisch, mit seiner Tinte, alle seine Sachen liegen noch um ihn herum — „und ich soll kein Herzweh dabei bekommen, schwere Träume in seinem Bett und dergleichen?" Er glaubt übrigens schon wiederholt bemerkt zu haben, daß „das gute und einst verblendete Klärchen eine — Reue in dieser Sache vor sich selbst verberge."

Hier nun, trotz aller glücklichen äußeren Umstände, stellt sich der „Verdruß am Predigtwesen" ein. Mörike fühlt sich zu viel unter „lähmende Gesangbuchseinflüsse" gestellt. Er war ja in allem und jedem Tun von der Stimmung abhängig und mußte den Zwang, gerade weil er die Sache ernst und innerlich nahm, quälend empfinden. Er spricht es einmal aus: ein schönes Werk von innen heraus zu bilden, dazu bedarf's vor allem der Ruhe und einer Existenz, die uns erlaubt, die Stimmung abzuwarten. Und er fühlt es schmerzlich, daß unter solchen Verhältnissen seine eigentlichen Kräfte nicht ungehindert oder gar nicht in Wirkung treten können. Mit größter Sehnsucht trachtet er, um vom geistlichen Amt auf längere Zeit los zu kommen, nach einer Hofmeister- oder

Bibliothekarstellung, wobei ihm sein Pfarrer als ein väterlicher Freund Hilfe verspricht.

Just um diese Zeit hatte auch Freund Mährlen die Bäffchen abgetan und einen Korrektorplatz in Cottaschen Diensten zu Augsburg eingenommen, und da er zudem eine Hofmeisterstelle in Aussicht hatte, rief ihm Mörike außer sich zu: „Freund, Einziger, laß mich korrigieren! um Gottes willen! korrigieren laß mich!" Am energischen Betreiben seiner Pläne aber hinderte den Überdrüssigen zunächst noch teils eine heimliche Furcht vor der äußeren Unmöglichkeit, teils aber auch eine „cunctatio pia instinktmäßig", ein frommes Zaudern. Ein guter Sohn ist, wer die Mutter so beruhigt: „Wenn es gedenkbar wäre, daß du die bewußte Veränderung bloß aus diesem Gesichtspunkt (der Trennung) ungern sähest, so würde mich — der Himmel weiß es! — meine Liebe zu dir von dem Schritte abhalten, den meine Vernunft billigt." Was er will, ist ja „kein Deus ex machina, kein pas phantastique, sondern eine ganz schlichte bürgerliche Konkurrenz der Umstände, z. B. die geistloseste Sekretärstelle, ein Kanzlistenpult!" Eben „alles nur kein Geistlicher!

Hier bin ich ganz und durchaus gelähmt. Gott mag mich strafen, wenn dies bloß ein übereiltes, leichtsinniges übermütiges Geschwätze von mir ist!"

Im November 1827 teilt er Mährlen seine sichere Aussicht auf „temporäre Dispensation von aller Vikariatsknechtschaft" mit, und schon zu Weihnachten tritt er einen halbjährigen Erholungsurlaub bei der Mutter an.

Die lang verhaltene Kraft fühlte sich nun sogar dramatischen Plänen gewachsen, den Dichter beschäftigt allen Ernstes ein Hohenstaufendrama „König Enzio". Der Versuch, soweit er gediehen sei, mache ihm ziemlichen Mut für dieses Fach, berichtet er an Schwab. Aber früher und williger als andere Lyriker hat Mörike sich der Erkenntnis gefügt, daß seiner Anlage das Drama nicht entspreche.

Einen Teil seiner Vakanz verbrachte der Dichter bei seinem Bruder Karl, der in Scheer bei Sigmaringen als Amtmann in Diensten des Fürsten von Thurn und Taxis war. Mit diesem Bruder stand er ja in besonders innigem Verhältnis. Er begleitete ihn auf allen Dienstfahrten, einmal auch nach Mengen bei Ulm, wo er einer Wander-

bühne die Aufführung von „Kabale und Liebe" dadurch ermöglichte, daß er selbst, in alter Neigung zum Theater und wohl nicht zuletzt Schiller zu liebe, die Rolle des Hofmarschalls Kalb übernahm. Auch in Buchau am Federsee, bei seinem Vetter, dem Amtmann Heinrich Mörike, weilte er gern.

In dieser Zeit, so erfüllt sie auch gewesen ist von dem Sorgen und Suchen für die Zukunft, blühte seine Poesie herrlich auf: schon früher war ihm das bildreiche „Um Mitternacht" gelungen; in Scheer schrieb er in der Laube des katholischen Kollegen das unmittelbare, ungeduldige Lied „Im Frühling". Hier empfing er die „Schiffer- und Nixenmärchen". In Scheer gab ihm eine leise Liebe zu des Schullehrers Töchterlein das voll klingende, mächtig bewegte Gedicht „Josephine" ein. „Liebesvorzeichen", „Frage und Antwort", „Lied vom Winde", „Nimmersatte Liebe" gehören der selben Zeit. Aus den süßen Schauern des Donaubades entstand „Mein Fluß".

Dem Urlaub wurde ein weiteres halbes Jahr zugefügt, während dessen Mörike mit Schwabs und Uhlands Hilfe die „lebenslängliche Dispen-

sation vom theologischen Leben" sucht. Dazu verkaufte er seine Feder den Buchhändlern Franckh in Stuttgart, denen er für 600 Gulden jährlich regelmäßige Beiträge zu dem unterhaltenden und kritischen Teil zweier Blätter liefern sollte. „Aber schon die erste Wurst, die ich von Franckhs Gelde aß, schmeckte mir nicht recht." Und nach kurzem schon schreibt der Dichter an Mährlen: „Der ganze Franckhsche Handel wird wieder von mir aufgesteckt. Ich bin die letzten Wochen hier fast krepiert vor Ekel und vor Zorn über die Blindheit, worin ich mich bereden konnte, daß ich mir jemals, auch nur ein Vierteljahr, bei diesem Geschäft gefallen könnte, ohne daß meine Poesie sich dabei die Schwindsucht hole ... Und nun soll wie ein Donnerschlag das Wort auf Dich fallen: ich gehe mit zehnmal mehr Lust und Willen aufs Vikariat, als ich es verließ."

Freilich klagt der Pfarramtsverweser von Pflummern schon nach wenigen Wochen wieder: „Du hast keinen Begriff von meinem Zustand. Mit Knirschen und mit Weinen kaue ich an der alten Speise, die mich aufreiben muß." Und wieder sinnt er auf Auswege. Er möchte nach

München, wo er im Sommer 1828 mit seinem Onkel zwei Tage gewesen war, denn nirgends, meint er, ließe sich ein Blatt für Kunst und ästhetische Unterhaltung besser eröffnen. Trotz aller Not gelingen ihm hier zwei unvergängliche Lieder: das zarte, unauflösliche Frühlingslied „Er ist's", das nach des Dichters eigenem Wort jene zärtlich aufgeregte Stimmung bezeichnet, womit die neue Jahreszeit den Menschen heimzusuchen pflegt; und das in seiner Einfachheit grandiose „Verlassene Mägdlein".

Endlich aber ringt er sich hier doch auch noch zu der Einsicht durch, daß es für seine Person, im Vergleich mit Mährlen, an den er darüber schreibt, zunächst am besten sei, bei der Kirche zu bleiben, „und zwar hab' ich endlich so viel wenigstens über mich gewonnen, daß Hoffnung ist, nach einem vernünftigen Schema meiner künftigen oeconomia interior dem gänzlichen Bankerott noch vorzubeugen. Ich glaube, eine Anstellung als ordentlicher Pfarrer wird manches in mir ausgleichen." Im Nachtrag zu diesem wichtigen Bekenntnis teilt er dem Freunde noch mit, daß er nunmehr, Mitte Mai 1829, auf ein Vierteljahr

Pfarrvikar in Plattenhardt auf den Fildern (eine Viertelstunde von Bernhausen) werde, in einem ihm gar wohl bekannten und lieben Hause, wo er als Uracher Student mit Klärchen usw. Komödie gespielt habe. Daß er hinkomme, sei ein Familienstückchen. Er ahnte noch nicht, in welchem tiefen, besonderen Sinn.

Im Pfarrhause zu Plattenhardt fand er als Hausgenossen die Witwe und drei Töchter des kürzlich verstorbenen Pfarrers Rau, denen das Konsistorium aus Achtung gegen den Vater die Wohnung und Besoldung noch einige Zeit belassen hatte. Hier genoß er zum ersten Mal in seiner Wanderschaft das Behagen einer ruhigen, warmen Häuslichkeit, in die er willig aufgenommen war, und eine bald erwachende Neigung zu Luise Rau beschied ihm die glücklichsten Zeiten, die er selbst als die bedeutungsvollsten seines Lebens pries. Noch ehe der Sommer vergangen war, hieß er das stille blonde Mädchen seine Braut.

„Ein einfaches, heilig unschuldiges Wesen," so schildert er sie dem Freunde, „das, weil andere es verkannten, lange im unklaren über seinen eigenen, tief verborgenen Wert war; seitdem ich sie kenne,

erhob sich ihr Gefühl und Geist mit schöner Zuversicht, doch bildet ihre Schüchternheit noch immer ein reizendes Gemisch mit diesem neuen Leben. Sie ist verständig, vorsichtig, entschieden und im Affekt sogar überbrausend, zumal wenn's einem edlen Gedanken gilt, den man ihr bekämpft. Bei der Lektüre leitet sie, besonders in Dingen, die über den keuschen Mädchenhorizont hinaus liegen, ein niemals irrender Instinkt, dessen verlegener, kindlich origineller Ausdruck mich oft zur seligsten Freude vermocht hat; gewöhnlich lachen wir dann beide herzlich, und ich fühle ganz den zauberhaften Punkt im stillen, der mich von Anfang an an sie fesselte. Ihr Äußeres ist zart und leicht. Wer ihr Gesichtchen beurteilt, sagte noch jedesmal, daß es mit längerem Anschauen nicht bloß gefällig sei, sondern ihre ganze Seele treu abspiegle."

Als im November die Familie Rau und mit ihr Luise in das Pfarrhaus von Grötzingen bei Nürtingen (wo auch Mörikes Mutter Luisen lieb gewann) übersiedelte, da begannen die köstlichen Briefe des Dichters an seine Geliebte, die zu den schönsten, reinsten und innigsten ihrer

Art gehören und, in dem Buch „Eines Dichters Liebe" gesammelt, durchaus den Werken Mörikes beizuzählen sind. Von ihnen gilt ganz besonders, was er einmal von einem seiner Briefe an Hartlaub schrieb und was auf alle seine Äußerungen angewendet werden darf: „Es ist, als hätte ich mir selber eine Ader geschlagen und Du sähest nun das rote warme Blut, statt daß Du es nur bläulich durch die Haut hättest schimmern sehen sollen." „Es ist nicht ein falscher Hauch darin; sonst wären sie lange ins Feuer geworfen." So schrieb der Dichter selbst, als er die an Luisen gerichteten Briefe später seinem Freunde Hartlaub schickte, — „weil Du es so verlangst und ich versprochen habe". Er selbst also hielt sie für wert, bewahrt zu werden. Ihre Natur ist lauter Liebe und Poesie, und beide erfüllen sich hier in ihren tausend Gestalten, vom seligsten Jauchzen bis zum innigsten Schmerz.

In seiner Einsamkeit nun erscheint sich der Liebende selber nicht anders als wie ein Abgeschiedener, aber oft genug will er die lieblichen Gespenster des Hauses um sich versammeln und mit ihnen tun, als wär's noch das alte. Einmal

klagt er der Liebsten, ihr Kommen erflehend, wie er ihr Bild mit aller Anstrengung nicht mehr genau fassen könne, wie es je ferner weiche, je mehr er seine Phantasie auf die Folter lege — „das ist eine von den rätselhaften Marotten der Liebe, wenn sie just am glühendsten ist" —, und wie das holde Bild ihm augenblicklich wohl so auftauche, „aber — wie eigensinnig! — nur in gewissen Stellungen, z. B. wenn ich Dich, mit den Locken beschäftigt, vor den Spiegel meiner Studierstube stelle. (Das soll fürwahr kein Stich sein; ich seh Dich immer herzlich gerne in dieser Attitüde.)" Hier kündigt sich das anmutige Gedicht „Scherz" an, das er Luisen widmet. Ihr flicht er auch den lieblichen Kranz der vollendeten Sonette. Auch das innige „Heimweh" mag ihr gegolten haben. Dabei freilich versäumt er, worüber Freund Bauer ihm Vorstellungen macht, monatweise, Leichen und Hochzeiten aufzuschreiben, und muß dann die Data aus hundert Papierschnipfeln zusammenlesen.

Im Dezember noch verläßt auch Mörike die schöne Heimat seines Glücks und wandert weiter nach Owen bei Kirchheim, wo er der Mutter

wie der Braut, Nürtingen und Grötzingen, wieder näher ist. Da sitzt er wohl vor einem frisch angesteckten Licht in seinem hellen, freundlichen Zimmerchen, seine Stimmung ist ein Gemisch von Wehmut und Zufriedenheit, in ihm ist eine feierliche Stille, und um diesen Eindrücken ein wenig zu schmeicheln, hat er ein Räucherkerzchen angezündet, dessen mystische Wölkchen ihn leise umziehen. „Diese unschuldige Zeremonie hab' ich unter ähnlichen Umständen schon öfters mit kindischer Pietät vorgenommen, und sie hat ihre geistige Wirkung noch nie verfehlt." In der sehr schönen Kirche zu Owen aber findet er eine gotische Tafel, die Kreuzabnahme, auf goldenem Grund, darauf ihm bei einer Nebenfigur sogleich eine rührende Ähnlichkeit mit der Geliebten auffällt „in Haltung, Ausdruck und Scheitelhaar, dergestalt, daß mich der erfrorene alte Pfarrherr kaum mehr von der Stelle brachte. Meine liebste Zuhörerin in der Kirche, dacht ich, ist nun schon gefunden. In der Tat, ich werde nicht leicht die Kanzel besteigen, ohne dieser Gestalt einen geheimen Blick zuzuwerfen. Laß mir solche unschuldige Kleinigkeiten! ich habe mir oft in den

schlimmsten Fällen mit dergleichen Kindertroste geholfen und schäme mich seiner nicht."

Nicht in all dem vermochte Luise dem Dichter zu folgen. Sie war, bei mancher Begabung, besonders einer musikalischen, weit nüchterner, ein „sehr vernünftiges" Mädchen und eben des Dichters „liebes Seelchen". Nur eine pastorale Existenz konnte ihr, die ganz in den engen Grenzen ihrer Herkunft befangen war, als gut und sicher erscheinen, und wenn Mährlen und Lohbauer — in dem gefährlichen Jahr 1830! — es stark darauf anlegten, auch ihn auf die hohe See des Lebens zu locken, so mußte sie wohl in Unruhe geraten. An Mährlen aber hatte Mörike schon im Anfang des Jahres geschrieben: „Ich lerne nach und nach begreifen: es kommt nur auf einen männlichen Entschluß an, um auch innerhalb des Kirchendienstes der ganze, ungeteilte Mensch zu bleiben." Mährlen hatte ihn aber auch vor dem Zusammenfaulen mit einem Weibe gewarnt. Und selbst aus dem Munde der „Leute" war manches über Eduard, was sie besorgt und ängstlich machte, zu Luisens Ohren gekommen.

Er beruhigt sie liebevoll, sie solle nicht fürchten,

daß sein pastoralischer Grund und Boden ins Schwanken geraten könne, und er wolle ihre Wünsche zu erfüllen suchen, soviel es ohne Zerstörung seines eigenen Selbst möglich sei. Neue Tage der Unruhe, der Sorge und Verwirrung bedrohten aber das Verhältnis mit ernsterer Gefahr. Mörikes Bruder Karl in Scheer war wegen demokratischer Umtriebe des Amtes entsetzt und verhaftet worden, ein böser tiefer Schatten senkte sich auf seinen Namen. Was Karl betrifft, versichert Eduard, sein menschliches Gewissen sei rein; höchstens Unbedacht könne ihm als Schuld gerechnet werden, es bleibe ihm aber der Vorwurf, den Frieden der Familie auf eine unverzeihliche Art gestört zu haben. Eduard selbst lebt nur noch in einem Kreislauf von Hoffnung und Verzweiflung, denn er muß indirekte Folgen, den Zorn des Königs gar, um so mehr fürchten, als er selbst, ohne es zu ahnen, einen von Karls gefährlichen Briefen befördert hatte. Die Ungewißheit seiner Zukunft nun ließ ihm auch Luisens Glück in einem zweifelhaften Licht erscheinen, und wie Luisen selbst und der ganzen Familie Rau der böse Fall erscheinen mochte, läßt

sich denken. Die Aussicht auf endlose Hemmungen seiner ordentlichen Karriere brachte Mörike wieder auf den Gedanken, daß er als Theologe sein Heil nimmermehr finden werde. Er entwarf, in der Stille, gar den Plan, die Heimat zu verlassen und sich im Ausland eine Stellung zu begründen, die ihm entweder dort die Verbindung mit der Geliebten oder die ehrenvolle Rückkehr zu ihr ermöglichen sollte. In dieser Stimmung entstanden die Gedichte „Agnes“ und „Lebewohl“. Wenn ihm auch bald ein ruhigerer, geduldigerer Sinn darüber wuchs, so schrieb er doch, am 30. März 1831, an Luisen: „Ich denke wohl, es, obgleich nicht ohne Widerstand von seiten des Hauses, so zu richten, daß ich mit nächstem ganz hier abbreche. Mir schwindelt bald auf der Kanzel; das wird sich aber anderswo schon heben, sorge nicht! Nur als Vikar möcht ich für immer ausgedient haben.“

Karl war mit einem Jahre Festungshaft „noch glimpflich genug davon gekommen“. Eduard bedurfte zur Wiederherstellung seines Gleichgewichts eines Erholungsurlaubes, den er teils in Stuttgart, teils in Hohenheim verbrachte. Hier voll-

endete er sein „Stück aus dem Leben eines (imaginierten) Malers“, den damals noch Novelle genannten Roman „Maler Nolten“, dessen Anfänge in den Zeiten seines Franckhschen Verhältnisses lagen und dessen größte Teile im Sommer 1830 entstanden waren.

Nach der Besserung ward der Vikar nach Eltingen bei Leonberg versetzt. Da wird nun alles wieder ruhiger, der Morgen geht hin „mit Arbeiten, Lesen, Phantasieren, auch wohl mit ernsten und spaßhaften Selbstgesprächen“. Besonders den „Wilhelm Meister“ liest er wieder und wieder, weil dieser ihn stets wunderbar in Harmonie mit der Welt, mit sich selbst, mit allem setzt. Und das dünkt ihn das wahrste Kriterium eines Kunstwerkes überhaupt. Dem Dichter des „Nolten“ ist der „Wilhelm Meister“ „in der Tat unerschöpflich und, was künstliche Komposition betrifft, unendlich lehrreich“.

Wieder ist's ein Stärlein, das ihm in seiner Einsamkeit neben mancherlei Getier eine vernünftige Gesellschaft ersetzt. „Diese possierliche Kreatur bringt mich gar oft zum gesundesten Lachen. Ich rede ihn morgens beim Erwachen als einen aus-

ländischen Virtuosen, als den Violinisten Tartini an, spreche bunten Schwulst über Musik, französische und italienische Schule zu ihm und versichere, daß, wenn man den Meistern seines Vaterlandes auch alle Gerechtigkeit widerfahren lasse, sie am Ende doch nur seichte Schnörkler gegen die goldgediegene Kunst eines Gluck, Händel und Mozart seien. Dabei widerspricht er mir nun bald sanft, bald schmeichelnd, bald in den rasendsten Expektorationen seiner kauderwelschen Waldsprache. Wenn ich dann eine Weile für mich gelacht habe, so fange ich wieder mit ganz bescheidenem Ton an: Indessen, mein Herr, wenn ich mir die Frage erlauben darf, wie kommt es doch, daß Sie eine so vortreffliche, liebliche Oper usw." Man hört den Schalk mit leiblichen Ohren.

Der Abschluß und die Drucklegung des Romanes fällt in diese Zeit, schon erwägt der Dichter mit Karl, der auf Hohenasperg büßt, die Widmung an eine hohe Persönlichkeit, die eben dem Bruder zu gute kommen sollte. (Im Herzen sind ihm alle Schmeicheleien zuwider.) Er entschließt sich aber, davon abzusehen: die Gründe,

aus welchen der König sich die Dedikation verbitten könnte, liegen, so meint er, teils „im Geruch unseres Namens", teils in dem Werke selbst, denn es enthält, in der Tat, durch einen merkwürdigen Zufall Partien, in denen man eine Parallele zur Gefangensetzung Karls finden könnte.

Wieder mußte Mörike zum Wanderstabe greifen, um im Januar 1832 in Ochsenwang als ständiger Pfarrvikar aufzuziehn. „Ich weiß nur, daß ich unter treuherzigen, zutrauensvollen Menschen wohne", schreibt er gleich an Luise und bespricht mit ihr einen baldigen Besuch: „Wir schlafen in zwei wohlseparierten Stübchen (weil wir ja bekanntlich bei Nacht uns eigentlich nichts angehen): aber der Mond, der hier offenbar ein ganz besonderes Licht hat, wird Dein Kissen so gut wie das meinige beschleichen, und die Träume kümmern sich ohnehin nichts um Schloß und Riegel. Sage mir! läßt sich etwas Anmutigeres denken?" — Und der Kirchturm von Ochsenwang sieht dem Gartenhaus auf dem Österberge so ähnlich, „daß Bauer in die Luft springen würde vor Freude, so hoch als der Turm selber ist, wenn er ihn sähe"; denn auch die vier Läden

seien akkurat so wie die, aus denen sie als Orplidwächter zu allen Stunden der lauen Tübinger Sommernächte herausgeguckt haben.

Er gibt sich redlich alle Mühe, die ersehnte billige Veränderung seiner äußeren Lage zu verdienen und zu erreichen: Bittschrift auf Bittschrift sendet er ans Konsistorium, um endlich auch Luisen das eigene Heim bieten zu können und eine immer häufiger fühlbare Ungeduld bei ihr zu stillen. Aus tiefer Seele schrieb er die „Verborgenheit".

Im August des Jahres erschien der „Maler Nolten", nach langem Überlegen und mehrfachem Schwanken unter dem vollen Namen des Dichters, als Novelle von Eduard Mörike. In dieser ersten Fassung aber hat der Dichter den Roman später völlig verworfen, und die Umarbeitung des Werkes hat ihn bis ins Alter, bis in den Tod, beschäftigt, ja bekümmert. Zwar ist ihm nicht vergönnt gewesen, das Ganze neu zu gestalten, aber die Umarbeitung des ersten Teils, in dem ihm vieles geradezu widerwärtig geworden war, hat er vollenden und die Korrektur des zweiten so weit vorbereiten können, daß ein feinsinniger Freund seiner Mannesjahre, Julius Klaiber, die neue

Ausgabe immerhin zum Abschlusse zu bringen vermochte. Und angesichts der ausgesprochenen Abneigung Mörikes gegen den „abgelegten Balg" des ersten Teiles der Urform legen wir hier diese zweite, teils von seiner Hand, teils in seinem Sinne vollendete Fassung zu Grunde.

Theobald Nolten, ein äußerst talentvoller und origineller Künstler, wird auf eine reizvolle Art bei dem Hofmaler Tillsen eingeführt und gewinnt durch diesen Beziehungen zum Hofe. Die beiden Männer kommen in ein freundschaftliches Verhältnis, zu dessen Weihe Nolten seine Geschichte erzählt. Er verschweigt indes noch, daß ihm das reine Glück, das er seit Jahren in der Liebe zu einem guten, höchst einfachen Mädchen gefunden, jetzt durch eine sonderbare Verkettung von Umständen, die den Schein der Untreue warfen, mit einem Schlag aufs grausamste vernichtet ward.

Die Leere seines Herzens wird bald von der mit wunderbarer Anmut herbeigeführten geheimen Liebe zur Gräfin Zarlin erfüllt, in deren Haus der Maler ebenfalls durch Tillsen Eingang fand. Der Schauspieler Larkens, Noltens Freund, erkennt die Gefahr und das Unrecht des Malers gegen seine Braut und bietet alles auf, ihn mit Agnes wieder zusammenzuführen.

Gleich nach Noltens Abreise von Neuburg, der

Heimat seiner Braut, nach Italien war dieses sonderbare, geheimnisvolle Mädchen in eine schwere Krankheit verfallen und auf dem Wege der Genesung noch war ihr die dämonische Zigeunerin Elsbeth begegnet, ein heimatloses Menschenkind, gewohnt, auf kümmerliche Weise, widerwillig sein Leben zu gewinnen und seine Wohlgestalt in bettelhaftem Aufzuge durch die Welt zu tragen. Sie kündet Agnes: Nolten sei ihr zugetan, habe sich ihr versprochen; sie, Agnes, dagegen sei Otto, ihrem Vetter, der sie soeben begleitet habe, bestimmt. Dies verwirrt das gutherzige Mädchen so sehr, daß es daran glaubt. Schon die Romantik der Situation, die unheimlich schöne Erscheinung der Elsbeth und endlich eine krankhafte Einbildung, sie könne Nolten nicht genügen, unterstützen diesen Glauben. Agnes redet sich geradezu in eine Neigung zu Otto hinein. Sie ist ein armes, exaltiertes Kind, das unsäglich leidet, um so mehr, als Nolten dem Schein der Untreue glaubt. Wie überrascht ist sie aber, als Theobald plötzlich mit alter Wärme und altem Eifer den brieflichen Verkehr wieder aufnimmt, obschon er den persönlichen Besuch immer wieder hinauszögert. Dieser neue Briefwechsel indes ist nur ein kecker freundschaftlicher Betrug Larkens', der dabei den ganzen Reichtum des Mädchens kennen lernt und nun erst recht ihn seinem Freunde zu erhalten trachtet. Der Schauspieler ist ja ein etwas verwegener Charakter, er hatte von je eine Neigung zu jeder Art Mystifikation

und kannte schon früher die gefährliche Kunst, fremde Handschriften nachzuahmen.

Nolten weiß von alle dem nichts und bemüht sich auch weiterhin um die jung verwitwete Gräfin Zarlin. Er hat aber in deren Bruder keinen Freund und in Herzog Adolf einen erbitterten Nebenbuhler. Bei einem winterlichen Ausflug auf ein benachbartes Lustschloß erklärt sich Nolten. Es ist eine herrliche Szene von echter Leidenschaft und feiner Zartheit, fern aller Sentimentalität. Nach einigen bangen Tagen entscheidet sich Konstanze für Nolten. Es weiß aber noch kein Mensch darum. Kurz darauf begeht man in Zarlins Hause den Geburtstag des Grafen, wobei Nolten und Larkens des Letzteren Schattenspiel „Der letzte König von Orplid" aufführen. Das Stückchen, aus Larkens' frühester Zeit, bietet dem Herzog den lang gewünschten Anlaß, gegen die bürgerlichen Schützlinge Konstanzens zu handeln: man findet darin anzügliche Anspielungen auf königliche Privatverhältnisse. Larkens lacht über die Torheiten, bis er mit Nolten einige Tage später gefangen gesetzt wird. Weil sich nun die Einwände gegen das Schattenspiel bald als hinfällig erweisen, erinnert man sich, daß Larkens vor drei Jahren in demagogische Umtriebe verwickelt war und nimmt diesen Prozeß wieder auf. Nolten? ist mitgefangen, mitgehangen! Durch eine Haussuchung nach den verfänglichen Papieren kommen die Briefe Agnesens an Larkens-Nolten in die Hände

des Herzogs, welcher der Gräfin den ganzen Briefwechsel als Lektüre zum Frühstück sendet. Der Sturz der edeln Frau ist tief, da sie erkennt, daß diese Briefe, das lebendigste, sprechendste Zeugnis einer Liebe, die ihres Gegenstandes vollkommen sicher ist, an Nolten gerichtet sind und aus einer Zeit, da sie längst seine heimliche Braut war. Dabei sind Larkens und Nolten gänzlich abgeschlossen. Ersterer ahnt wohl die schreckliche Verwirrung; Nolten bangt, da die Gräfin so gänzlich schweigt. Konstanze indessen hatte die Briefe dem Herzog alsbald und ohne alles weitere wieder zustellen lassen, wodurch sie unbedachtsamer Weise ihre Fürsprache der Wirksamkeit beraubt.

Nach langen, absichtlich hingeschleppten Verhandlungen werden die Freunde endlich frei gelassen. In die Gefangenschaft hat Mörike stimmungsvolle Episoden eingeschoben; ein Mittel, das er gern verwendet, um die Handlung aufzuhalten, solange es die Spannung verträgt, und um diese selbst dadurch zu steigern. Gleich nach dem Niederschlagen des Prozesses teilt er ein Stück aus Noltens Jugendleben mit, das für die Charakteristik Noltens höchst wertvoll und dessen für die Handlung wichtigstes Moment eine Begegnung des Knaben Nolten mit der Zigeunerin Elsbeth ist: Dieser hatte mit seiner Schwester Adelheid, an welche ihn eine fast mehr als brüderliche Neigung band, einen Gang zur nachbarlichen Waldruine unternommen, wo Nolten durch einen

eigentümlichen Gesang angelockt ward. Er fand die Elsbeth, deren Schönheit und geheimnisvolles Wesen seiner Veranlagung so weit entgegen kam, daß er auf ihre Frage, ob er sie liebe, willenlos weinend an ihre Brust sank. Es bedarf der Kunst Mörikes, diese Szene der unglaubhaften Romantik zu entkleiden. Der Dichter hat jede Bewegung, jedes Wort aufs sorgfältigste und ungezwungenste vorbereitet und motiviert. Hier ist nicht der Raum, dies im einzelnen zu erweisen. Die Anführung folgenden Punktes aber ist notwendig. Der Bruder von Noltens Vater, ein ungewöhnlicher Mensch von romantischem Geblüt, hatte dereinst die Zigeunerin Loskine entführt und geheiratet. Loskine aber starb bald an ihrem Kinde, eben dieser Elsbeth. Darauf war dieser Onkel verschollen, ist aber als Hofrat Jaßfeld dem Nolten unerkannt nahe. Noltens Vater wahrte noch das Bild der schönen Zigeunerin, hielt es aber möglichst fern verborgen. Dieses Bild jedoch, das Mutterbild der Elsbeth, hatte Nolten längst entdeckt und sich zu ihm in ein schwärmerisches Abhängigkeitsverhältnis gesetzt. Da ihm nun die Züge des Bildes plötzlich lebendig entgegentreten, erklärt sich leicht die erschütternde Wirkung dieser Begegnung. Ein weiteres retardierendes Moment ist die Entführungsgeschichte aus dem Diarium des Onkels Friedrich voll prächtiger lebendiger Romantik.

Nolten hat sich von einer schweren Krankheit er-

holt. Die Freunde sind seit ihrer Freilassung zum ersten Male wieder beisammen und auch zum letzten Mal: Larkens erklärt, zu seiner Ruhe und um Unterhandlungen wegen einer neuen Stellung zu pflegen, für einige Tage verreisen zu müssen. Mit besonderer Innigkeit schließt er den Freund in die Arme; er gedenkt, ihn nicht oder so bald nicht wieder zu sehen. Durch Hofrat Tillsen läßt er Nolten am vierten Tage nach seiner Abreise den ganzen Briefwechsel, den er für Nolten mit dessen Braut Agnes heimlich geführt hatte, übergeben. In einem herrlichen Brief nimmt der „arme, nervöse Teufel" Abschied: Er habe angefangen, sich zu überleben, in seiner alten Haut sei ihm nicht mehr wohl ... „fruchtet's nicht, so geruht wohl der Himmel, der armen Seele den letzten Dienst zu erweisen, davor mir auch nicht bang sein soll." Er beschwört Nolten, zu Agnes zurückzukehren: „Fahr Du nun mit der Wahrheit fort, wo ich die Täuschung ließ. Laßt mich den Propheten eurer Liebe gewesen sein! Ihr Märtyrer war ich ohnehin, denn indem ich Deiner Liebe Rosenkränze flocht, meinst Du, es habe sich nicht manchmal ein Dorn in mein eigen Fleisch gedrückt?"

Langsam und in schweren Wandlungen gewöhnt Nolten sich an den unfaßlichen Gedanken, dies einzige Geschöpf, so bald es ihm beliebe, an seinen Busen schließen zu können. Was ihm das neue Glück trübt, ist der Gedanke an Larkens, der doch in verzweifelter

Stimmung geflohen war, und das Bewußtsein, daß ihn Konstanze für einen Ruchlosen, Ehrlosen halten müsse. Er erklärt ihr die ganze Wahrheit, und sie läßt ihn wissen, sie verliere zwar den Geliebten, ihr Glaube an ihn aber sei gerettet. Sie bittet ihn gar, ihre für Nolten bedeutungsvolle Perlenschnur seiner Braut zu überreichen.

Herz, halte fest! muß Nolten sich immer wieder mahnen gegen die Gefühle ängstlicher Halbheit, die ihn bedrängen, als er an Agnesens Türe pocht. Das Wiedersehen ist ergreifend. Unter einem Dache mit der Geliebten darf Nolten nun Tage verbringen, die seines Lebens glücklichste sind. Aus Agnesens Worten schimmert ihm alles Gold ihrer Seele entgegen. Aber dann, mitten in der lieblichsten Umgebung, ballt das riesenhafte Gespenst eines abwesenden Geschickes seine drohende Faust vor Noltens Stirn: Larkens' Geschick. Als Agnes ihm all den lieben Mädchenkram zeigt, den sie von Larkens erhalten, und seine Briefe und ihm dafür dankt, da steht er wie vernichtet vor der Großmut seines Freundes. Eine Krise erfaßt ihn, und Agnes stürzt an seine Brust. „Treu! treu!" stammelte sie unter unendlichen Tränen, „du bist mir's, ich bin dir's geblieben." — „Ich bleibe dir's!" Mehr konnte Nolten, mehr durfte er nicht sagen.

Noch ein letztes Mal scheint die Sonne, in der wärmenden Idylle einer Waldfahrt zu einem Jugendfreunde Noltens, ehe Schlag auf Schlag das Unglück

trifft. Als ein Memento wird den froh Heimkehrenden die Nachricht vom Tode eines väterlichen Freundes entgegen getragen. Agnes befällt wieder eine unerklärliche Angst, ein unbekannter Drang, der ihr Brust und Kehle zuschnüre. Der unglückliche Nolten hofft von der Veränderung der Umgebung und Verhältnisse alles und drängt zur Hochzeit. Seine Braut verlangt noch Aufschub, sie gerät in die seltenste Unruhe und bricht in ein krampfhaftes Weinen aus. Da überschleicht den Maler der Zweifel, ob denn das rätselvolle Wesen, das hier trostlos vor seinen Augen lag, dazu bestimmt sein könne, durch ihn glücklich zu werden, oder ihm ein dauerndes Glück zu gründen. Aber das Gefühl der Liebe zu ihr durchdrang ihn nie so vollglühend als jetzt, und er versteht sich gerne dazu, die Braut auf hinzögernden Umwegen in die neue Heimat zu führen, welche ihm die Berufung an einen norddeutschen Fürstenhof bestimmt. Das Paar und des Malers jüngste Schwester Nannette treten in zuversichtlicher Stimmung die Reise an.

In den ersten Tagen stößt Nolten in einer elenden Kneipe auf Larkens, der sich in seinem Überdruß bei einem Tischler in Arbeit gegeben hatte. Ihm ist, als wenn er, von einer Riesenhand im Flug einer Sekunde durch den Raum der tosenden Hölle getragen, die Gestalt des teuersten Freundes erblickt hätte, mitten im Kreis der Verworfenen sitzend. Larkens entflieht und vollbringt, womit er sich und Nolten oft gedroht

hatte. An seiner Leiche gewinnt der Maler den Präsidenten von K., der auch des Toten Freund gewesen war, für sich, und auf dessen Schloß soll sich das Schicksal vollenden. Der Präsident, seine Tochter Margot, Nolten, Agnes und Nannette schließen sich im Gefühl der Trauer eng zusammen. Als Theobald sich wieder gefunden hat, erfüllt er die Pflicht, die er gegen den kaum verlorenen Freund im Übermaß empfindet: seine Untreue und Larkens' liebevollen Trug einzugestehn. Er tat es zu früh: die Wirkung auf Agnes ist so niederschmetternd, daß nun das letzte, entscheidende Eingreifen der Zigeunerin wohl vorbereitet ist. Elsbeths Gesang lockt Agnes in den Park, — regungslos ausgestreckt findet man sie dort. Elsbeth steht neben ihr. „Agnes," sagt sie zu Nolten, „was geht sie dich an? Ihr konntest du dein Wort nicht halten; du selbst hast's ihr bekannt, das hat sie krank gemacht, sie klagte mir's den Abend. Warst du ihr ungetreu, ei sieh, dann bist du mir's doppelt gewesen." Diese letzten Worte fielen Nolten wie Donner aufs Herz.

Agnes erwacht wieder — zum Wahnsinn. Die nun folgenden Schilderungen ihres immer noch lieblichen Zustandes, welche von einer psychologischen Feinheit ohne gleichen sind, können übergangen werden, da sie im einzelnen die Handlung nicht bestimmen. Agnesens Katastrophe endlich und eine neue nächtliche Begegnung mit Agnes bringen auch Nolten den Tod.

Auch so ausführliche Erzählung der Ereignisse kann eine Vorstellung von dem Reichtum und der Kunst dieses Werkes nicht annähernd vermitteln. Vor allem erscheinen noch manche Momente unglaubhaft, deren Motivierung in Mörikes sorgfältiger Führung der Einzelheiten durchaus zwingend ist. Die seelische Anlage der handelnden oder richtiger leidenden Personen ist deutlich eine solche, daß die Folge der Ereignisse, wie der Dichter sie leitet, in unerbittlicher Richtigkeit erscheint. So und nicht anders mußte es kommen. Daß Nolten und Agnes sich gegen ihre Anlage, das heißt gegen sich selbst nicht wehren können, daß sie so passiv oder wenigstens ohnmächtig sein müssen, hat oft etwas fast Quälendes für den Leser. Und eben diese Wirkung wurde dem Werke schon vorgeworfen. In ihr liegt aber gerade die Kunst des Dichters, welcher diesen Bann durch eine starke Stimmung und eine sachliche Überzeugungskraft hervorruft. Hermann Kurz war erbittert, als er den Roman zum ersten Mal las, „aber ich konnte nicht dagegen aufkommen, er wirkt weltgerichtlich wie ein zweischneidig Schwert durch Mark und Bein“. Man hat dann den

„Nolten“ ob seines „romantischen“ Gehaltes viel angefochten. Diese Arten des Gemeingefühls und der Willensbeeinflussung sind wohl außergewöhnlich, aber unanzweifelbar. Einer „gemeinverständlichen Prüfung“ hält das „dunkle Gefühl“ schwerlich stand, das gibt Mörike selber zu. Man kann ihm aber auch hier vertrauen, daß er Erlebtes darstellt. In seinem Leben haben derartige Äußerungen seines „Geist-Gefühlsorgans“ keine geringe Rolle gespielt.

Es ist manches in dem Werke, was dieses in einem gewissen Abstand vom heutigen Leser halten mag, in seinem psychologischen Wert aber ist es von zeitloser Bedeutung. Weit entfernt jedoch, durch diese Eigenschaft zum bloß interessanten Dokumente herabzusinken, wird durch sie geradezu der poetische Wert des Ganzen erhöht, weil das Psychologische weniger in den Einzelheiten der einzelnen Charaktere liegt, als viel mehr in der Letzteren Gesamtanlage, und weil der Dichter aus dieser Gesamtanlage heraus die Einheit seines Werkes gewinnt. Über dem „Maler Nolten“ liegt auch heute noch jener unheimlich schöne Bann, jene anziehende schwere Stimmung, der kein feiner Leser sich entziehen kann.

Daß Mörike in dieses Lebenswerk viel Eigenes, viel Erlebtes hineingeschaffen hat, ist deutlich zu fühlen. Die Parallelen Mörike—Nolten, Klärchen Neuffer und Luise Rau—Agnes, M. C. Meyer—Elsbeth, Waiblinger und Lohbauer—Larkens, Klara—Nannette lassen sich auch ziemlich weit führen. Am meisten steckt natürlich von des Dichters eigenem Wesen und Leben, zumal von seiner Kindheit und Jugend, in dem Werke. Die phantastischen Kinderspiele Noltens sind seine Spiele gewesen, und das Treiben des Malers in seinen akademischen Jahren mit einem ungenannten Freunde ist die Erinnerung an Mörikes und Bauers Tübinger Zeiten.

Die im ganzen sehr günstige, zum Teil begeisterte Aufnahme des „Nolten“ gab dem Dichter Mut zu neuen Werken: er begann einen Roman mit religiösem Milieu, der selbst zwar nie vollendet wurde, aus dem aber die Geschichte der Jenny Harrower, die spätere Novelle „Lucie Gelmeroth“, entstand.

Sein Schaffen und sein ganzes Leben wurden bald unterbrochen durch die unglückliche Wendung seines Liebesverhältnisses: mit einem Wort, Luise

zweifelt an seiner Redlichkeit und Treue. „Mein Verbrechen war nur," schreibt Mörike dagegen, „daß ich, statt ebenfalls mit Klagen, weit mehr mit Trost antworten zu müssen glaubte . . . Bei all diesem scheint leider so viel klar, daß Du, abwechselnd, bald an der Notwendigkeit meines langen Ausbleibens zweifelst, bald im Gegenteil die Größe meines Übels übertreibst." Mit verzweifelter Liebe bemüht sich der Leidende, alles noch zum Guten zu lenken. Er sucht auch trotz seiner Krankheit mit allem Eifer ein Stück Land, das beide nähren kann, denn die fortwährende Aussichtslosigkeit seiner äußeren Existenz war nicht der geringste Grund jener schon seit geraumer Zeit immer wiederkehrenden Verstimmungen Luisens. Wieder denkt er daran, durch den König als Lehrer der Ästhetik oder als Bibliothekar in Stuttgart unterzukommen. War doch auch Mährlen inzwischen als Lehrer an der Gewerbeschule in Stuttgart auf festen Boden gekommen. Aber da schaffen die Brüder neue Sorgen, und die Mutter erkrankt, und nichts will gelingen. Der Bund drängt zur Auflösung, die im Spätherbste des Jahres 1833 erfolgt.

Die ganze nächste Zeit gehörte der verwundete Dichter nicht sich selbst, nicht einem einzigen Menschen auf der Erde, sondern nur dem Gedanken seines Unglücks. Allein wanderte er weiter nach Weilheim und Owen und Öthlingen. Hier traf ihn endlich die Ernennung zum Pfarrer von Cleversulzbach.

Im Juni 1834 hielt Mörike mit Mutter und Schwester den Einzug im ansehnlichen Pfarrhause, das er auch um deswillen mit erhöhten Gefühlen betrat, weil in ihm nicht gar lange vorher noch Schillers Schwester Luise, als Gattin des Pfarrers Frankh, gewaltet und die Mutter des großen Dichters ihr bedeutsames Leben beschlossen hatte.

Endlich waren ihm die ruhigen und sicheren Verhältnisse beschieden, deren er zum Gedeihen seines Wesens so dringend bedurfte. Die ersten Monate in Cleversulzbach waren freilich von körperlichen Leiden mancher Art, wie jede Veränderung sie ihm auferlegte, schlecht genug erfüllt; im Winter hatte er gar eine ernstliche Krankheit zu bestehen, doch wurde „die Expedition nach jener allverhaßten schwarzen Küste noch sehr

glücklich hintertrieben". Sobald aber der Frühling kam, dessen Geruch alljährlich süße Gärung in ihm erweckte, kam neues Leben, Reiselust und Schaffensdrang. Und er wolle sorgen, daß die Lust in irgend eine homogene Arbeit fahren und fruchtbar werden möge.

Zunächst nimmt er sich vor, eine für Ignaz Lachner angefangene Oper zu vollenden, welcher der dritte Akt noch fehlte. „Ich bin voll guten Willens, das Ding zu beschließen, und zwar für ihn." Nur nebenbei bemerkt er, indem er dies dem Mährlen anfangs März 1835 mitteilt, er habe auch ein Märchen geschrieben, welches in einem Almanach, den er plante, oder sonstwo seinen Platz finden werde. Dieses Märchen ist „Der Schatz".

Das köstliche Stück ist eine Rahmenerzählung, deren Innenfabel die humorvollen und heiter-unheimlichen Erlebnisse des Hofrats und ehemaligen Goldschmiedsgesellen Franz Arbogast enthält. Der alte Herr erzählt vortrefflich, mit goldigem Humor, mit unübertrefflicher Anschaulichkeit und in sonnenwarmer Weise: wie er von seinem Meister gen Frankfurt geschickt wird, um Edelsteine zum Kronschmuck zu kaufen; wie ihm der Jude die vierhundert Dukaten stiehlt und

wie er sie wieder kriegt nach vielen Abenteuern, und noch manches dazu: sein Ännchen, seine Kinderliebe. Daran ist sein „Schatzkästlein“ schuld, das ihn tröstet: „Was dir an Gorgon wird gestohlen, vor Cyprian kannst's wieder holen; jag nit darnach, mach kein Geschrei, und allerdings fürsichtig sei“; schuld daran ist der gespenstische Wegweiser: „dem armen Hungerleider war die Schrift hüben und drüben rein abgegangen vor Alter! Er streckte den einen Arm rechts, den anderen links hinaus und ließ die Leute dann das ihre dabei denken. Du wärst ein Kerl, sprach ich, für den ewigen Juden, dem es wenig verschlägt, ob er in Tripstrill oder Herrnhut zur Kirchweih ankommt. Da klatscht es dreimal hinter mir, eben als schlüge jemand recht kräftig zwei hölzerne Hände zusammen. Er hatte sich gedreht! der Wegweiser — gedreht, so wahr ich lebe! Mit einem Arm wies er schief über die Heide, den anderen hatte er, damit ich ihn ja recht verstehen sollte, dicht an den Leib gezogen.“ So kommt Franz Arbogast aufs graue Schlößchen. Dort hilft ihm vollends ein lustiges, ganz erstaunliches Erlebnis mit einem Elfenmännchen, das er auf der Landkarte entdeckt, wie es dort eben eine Reise tut. „Bevor ich ihn jedoch weiter zum Wort kommen ließ, bat ich ihn um den einzigen Gefallen, er möchte sich von mir doch auf den Boden niedersetzen lassen, ‚denn‘, sagte ich in allem Ernst, ‚mir schwindelt, Euch in dieser Stellung zu sehen;

habt Ihr doch wahrhaftig weit über Mückengröße und Gewicht, und wollt so mir nichts dir nichts an der Wand hinauflaufen, ohne zu stürzen! Hier ist meine Hand, seid so gut!' — Statt aller Antwort machte er mit hellem Lachen vier Sätze in die Höhe, oder vielmehr, von meinem Standpunkt aus zu reden, in die Quere. ‚Versteht Ihr nun,' rief er aus, ‚was Schwerkraft heißt, Anziehungskraft der Erde? Ei Mann, ei Mann, habt Ihr so wenig Bildung? Seht her!' Er wiederholte seine Sprünge mit vieler Selbstgefälligkeit." Um es kurz zu sagen, das Männlein verrät dem Burschen den Ort, wo die Dukaten verborgen liegen. Franz Arbogast wagt nicht zu entscheiden, ob es Wirklichkeit war oder Traum. (Das Märchen im Märchen, wie nur Mörike es schreiben konnte.) Es hilft ihm vollends der geheimnisvolle Freiherr von Rochen, wofür das reine Osterkind, sein Ännchen an der Hand, die büßende Ahnfrau des Freiherrn aus Geisterketten und Seufzen erlöst.

Hier ist „das Wunderbare nur scheinbar und bloßes Spiel" — das ist es auch, worauf der Dichter sich etwas zu gute tut. Ein Märchen der naivsten Art, ohne „Sinn" und Symbolik, und darum von konkretester Wirkung. Da muß es wohl auch in ganz hervorragendem Maße Eigenschaften besitzen, die da sind: in der Er-

findung eine kraftvolle Phantastik, durchdrungen von stärkstem Wirklichkeitsgefühl, in der Darstellung eine — sagen wir's, eine Mörikesche Gegenständlichkeit und Schärfe der Charakterisierung; dazu, was schon genannt wurde: Humor, der leuchtet und wärmt zugleich. Man widersteht kaum, Proben zu geben. Wenigstens sei für die Gegenständlichkeit noch die Frau Lichtlein genannt, die Leichenfrau, und die Frau von Scharlach, die Fee Briscarlatina (febris scarlatina) im roten Rock und roten Schuhen. Endlich verschließt die Frau Lichtlein den roten Rock in einen Sarg und begräbt ihn auf dem Kirchhof. „Ein schönes Bäumchen wuchs aus dem Grab hervor und ward zusehends immer größer, es fing hochrot zu blühen an und trieb die prächtigsten Äpfel. Frau Lichtlein trat heran: ‚Merkst du?' sprach sie, ‚das macht der rote Rock, der fault im Boden. Muß gleich dem Totengräber sagen, daß er den Baum umhaue und verbrenne; wenn Kinder von den Früchten naschen, so kommt die Seuche wieder'."

Zwar hatte der Dichter auch ferner unter manchen Hemmungen zu leiden — die Brüder,

für die er sich so unbedenklich wie sein Mozart mit Bürgschaften belastete, machten ihm Sorgen, und leibliche Not mancher Art blieb ihm getreu, so daß er, zu seinem Schaden, gezwungen war, vom zweiten Sommer an einen Vikar zu halten: aber doch fand er hier das idyllische Behagen der pastoralen Existenz, deren idealer Ausdruck der „Alte Turmhahn“ sein wird.

Es ist ein beschauliches Leben, das er nun führt, in Haus und Garten, in Feld und Wald — wie er den liebte! — sich anscheinend müßig ergehend. „Und wenn die feinen Leute nur erst dächten, wie schön Poeten ihre Zeit verschwenden!“ Er schneidet Namen in die Bäume, Höltys Namen: „Holdeste Dryas, halte mir still! es schmerzet nur wenig: mit wollüstigem Reiz schließt sich die Wunde geschwind. Und ein liebendes Mädchen, von deinem Dunkel umduftet, sehe den Namen, der, halb nur verborgen, ihr winkt. Leise drückt sie, gedankenvoll, die Lippen auf diese Lettern, es dringt ihr Kuß dir an das innerste Mark.“ Seinen Bauern liest er Hebels alemannische Gedichte („sieh nur Klärchen, was sie für Strohköpfe hinmachen“). Tagelang liegt er im Walde

und versäumt gelegentlich die ganze Sonntagspredigt. Er sitzt in seiner Stube und bastelt, mit Griffel oder Schnitzmesser, mit der Feder, zeichnend und kritzelnd. Einmal, die Heiligenpflege ordentlich mit Poesie verbindend, setzt er auf das Grab von Schillers Mutter, das er der Vergessenheit entrissen, mit eigner Hand ein altes Steinkreuz, in das er mit Fleiß und Kunst die Worte „Schillers Mutter" gegraben; „jeder Steinmetz würde sich mit Vergnügen zu dieser Arbeit bekennen". Und daß ihm niemand einen Großdank dafür gibt, tut ihm nichts und macht ihm die Sache nur um so eigener und lieber.

Gute Nachbarschaft hielt der Dichter mit seinem Jugendfreunde Karl Kauffmann, dem Komponisten in Heilbronn, und mit Justinus Kerner, dem Geisterseher in Weinsberg, mit dem er schon immer so manches gemeinsam gehabt und jetzt auch die Neigung zum Übersinnlichen teilte, zumal da ihn im eignen Hause der unerlöste polternde Geist eines Amtsvorgängers, des Pfarrers Rabausch, ernstlich beschäftigte. Kerner berichtet am 5. Juli 1837 an Sophie Schwab: „Kürzlich war ich bei Mörike. Er ist ein lieber,

herrlicher Mensch, und sein Dichterwesen ist durchaus originell. Ich freue mich auf seine Sammlung innigst."

Der Dichter ging daran, seine Lyrik, die bisher in Zeitschriften verstreut und nur im „Maler Nolten" einigermaßen, erlesen zwar, gesammelt worden war, zu einem Bande zu vereinen: alle im Lande, die um Poesie wußten, selbst manche im Norden, Tieck zum Beispiel, setzten darauf die höchsten Erwartungen.

Ein junger Zunftgenosse, auch ein entfesselter Stiftler, der nun in Stuttgart als freier Schriftsteller lebte, war schon im Jahre 1836 mit begeisterter Verehrung für den Dichter des „Nolten" öffentlich eingetreten: Hermann Kurz in seiner Erzählung „Das Wirtshaus gegenüber". Er war es denn auch, der sich jener unvollendeten Oper des Dichters — „Die Regenbrüder" — annahm, für welche dieser alle Lust verloren hatte. Und so leicht und elastisch war damals seine Muse, daß er — so erzählt die Tochter, Isolde Kurz — das fremde Werk, an das der Verfasser auch in der Rekonvaleszenz sich nicht zu rühren traute, in wenigen Stunden vollendete,

ohne daß ein Bruch darin wahrzunehmen wäre. Mörike war hoch erfreut: er erkenne es für keine Kleinigkeit, einer fremden Arbeit und dazu von so untergeordnetem Werte auf solche Art auf die Beine zu helfen.

Die Regenbrüder sind die drei Söhne eines übrigens frommen und wohltätigen Königs und Zauberers Thebar, die gleich den drei Töchtern von dessen mächtigem Bundesgenossen und nachmaligem Widersacher Allrachnod an der Väter Schuld auf Erden büßen. Wie Allrachnod mit Feuer und Winden, so hatte Thebar, zum Schaden der Erde, mit ungeheuern Regengüssen und Wolkenbrüchen gewütet, und seine Söhne noch bringen, wo sie nur immer stehen und gehen, den Regen; zuweilen sieht man die Brüder so von der Ferne in grauen Regenmänteln durchs Ackerfeld wandeln, doch immer sieht man sie gern, denn sie kommen niemals zur Unzeit. Allrachnods Töchter aber harren, gleichfalls den Menschen wohltätig, die eine in den Wald, die andere wie die schöne Lau in einen See gebannt, die dritte in der lieblichen menschlichen Gestalt von des Müllers Töchterlein Justine, der alles erlösenden Freier, die eben die Regenbrüder selber sind. Das ganze Erlösungswerk liegt in den Händen Justinens, die es nach launigen Verwickelungen glücklich vollbringt. Der ganze anmutige Zauber ist in naiv volkstümlicher

Weise mitten in ein Dorf hinein gestellt, dessen Völkchen als Chor zuschauend und handelnd bescheidenen Anteil nimmt.

Mörike selbst maß dem Spiele, dessen Ausarbeitung ihm freilich wenig Behagen gemacht hatte, nur jenen „untergeordneten Wert“ bei. Es ist in der Erfindung und in der Führung der Handlung seiner gleichwohl nicht unwürdig. Die Charakteristik freilich erhebt sich kaum über Ansätze — die gelungene Figur eines aufgeklärten Schulmeisters, der sein neumodisches, gottloses Schwatzen, daß es weder Zauberer noch Hexen gebe, und daß es in der Welt mit Sonnenschein und Regen allezeit seine natürliche Bewandtnis habe, lustig büßen muß, ist wohl hauptsächlich Hermann Kurz zuzuschreiben —, vor allem aber entbehrt die Dichtung jener ungewissen, zarten Märchenstimmung, jenes feinen Ineinanderspiels des Wirklichen und des Wunderbaren, worin der unvergleiche poetische Zauber von Mörikes Märchen sonst beruht.

Das Stückchen wurde im Mai 1839 am Stuttgarter Hoftheater aufgeführt, worüber Kurz bündig berichtet: „Der Text der Regenbrüder, zum Teil

auch die Musik, ist allerdings beim Adel, und was sich dem an die verlängerte Schleppe hängt, durchgefallen." Dauernde Bedeutung der Sache liegt in der köstlichen Freundschaft der beiden Dichter, die aus ihr entstand.

Im Mai 1837 erst fand Mörike, um Kurz für seine Mitarbeit zu danken, das erste Wort:

Rede Du frei mit mir! von Dir kann jeglicher Tadel,
Jedes Lob mich erfreun; denn, wahrlich, Dir hat die Muse
Heitere Lippen und Stirn und beide glänzende Augen
Mit unsprödem Kusse geweiht; so küsse mich wieder!

Dankbar ergreift der Jüngere die Hand des älteren Freundes: „Was Sie sagen, darunter ist mir immer, als hätte Goethe sein Vidit gesetzt." Und „es ist die unerschütterliche poetische Gesinnung, die ich an Ihnen bewundere und was mir als Muster vorleuchten kann, nicht von der kindlichen poetischen Anschauung zu philosophischen Trümpfen überzuspringen."

Hermann Kurz wollte es auch übernehmen, die Gedichte Mörikes für die Herausgabe zu ordnen. Wie dann auch geschehen ist, schlug er vor, die Sammlung mit dem bedeutenden Gedicht

„An einem Wintermorgen“ zu eröffnen, das eines der frühesten des Dichters ist und eines der schönsten und bezeichnendsten zugleich: „O flaumenleichte Zeit der dunkeln Frühe!“ Darin heißt es so wahr: „Einem Kristall gleicht meine Seele nun, den noch kein falscher Strahl des Lichts getroffen; zu fluten scheint mein Geist, er scheint zu ruhn, dem Eindruck naher Wunderkräfte offen, die aus dem klaren Gürtel blauer Luft zuletzt ein Zauberwort vor meine Sinne ruft.“ Und schließen sollte die Sammlung mit dem Gedicht „Um Mitternacht“, das Bilder von grandioser Plastik aufstellt: „Gelassen stieg die Nacht ans Land, lehnt träumend an der Berge Wand, ihr Auge sieht die goldne Wage nun der Zeit in gleichen Schalen stille ruhn; und kecker rauschen die Quellen hervor, sie singen der Mutter, der Nacht, ins Ohr vom Tage, vom heute gewesenen Tage.“

Die sorgfältigen Vorarbeiten für die Herausgabe der Gedichte fielen in das Jahr 1837, das Mörike mit Recht ein leibarmes, sehr mit Unrecht aber auch ein geistarmes nennt. Denn trotzdem er seines Leidens wegen im Spätsommer

eine Badekur in Mergentheim gebrauchen mußte, wo er — nach zehn Jahren! — wieder einmal seinen Hartlaub ans Herz drücken konnte, ist der poetische Ertrag dieses Jahres ungemein groß und reich. Da entstand das feine, leichte „Der Knabe und das Immlein"; das unvergleichlich graziöse „Jägerlied": zierlich ist des Vogels Tritt im Schnee, wenn er wandelt auf des Berges Höh'; dann das innig einfache „Der Gärtner" und das ganz echte Volkslied „Die Schwestern", mit dem der Schalk seinem Freund Hartlaub leicht „den Bären aufbinden" konnte, er habe es gestern vor dem Städtchen erlauscht: „wir Schwestern zwei, wir schönen, so gleich von Angesicht" usw. Gleich darauf gesteht er: „Es ist von mir und hat sich neulich morgens im Bett unmittelbar nach dem Erwachen wie von selbst gemacht. Ich wollte nur, daß Du es unbefangen lesen sollst (was nun geschehen ist) und mir dann schreiben, ob es den Eindruck eines Volksliedes auf Dich machte oder nur halb oder gar nicht."

Morgens, nach dem Erwachen, war überhaupt Mörikes glücklichste Stunde, in jener stillen Frühstimmung des Herzens. „Die Seele fängt

gleichsam von sich selber zu tönen an, wie jene Harfen, auf denen die Luft spielt." Auch die schöne Legende „Erzengel Michaels Feder" entstand in diesem Jahr; ferner noch — um nur die besten Schöpfungen zu nennen — das fromme „Auf ein altes Bild", das Soldatenlied „Der Tambour" und zahlreiche köstliche Kleinigkeiten, Anakreontika wie das klassische „Lose Ware" und allerlei Distichen.

Die bedeutendsten Stücke aber sind „An eine Äolsharfe" und „Schön Rohtraut". Von ersterem sagt Kurz, es sei ein poetischer Triumph, wie ihn noch wenige errungen haben, von einer musikalischen Malerei, daß man die Szene Ton für Ton schlürfen könne. Bedeutsam ist auch hier die charakterisierende Bewegung der freien Form, die wirklich eine musikalische Plastik ohne gleichen hervorbringt. Dazu die Fülle der einzelnen großartigen Bilder! Das andere Lied, die Romanze oder Ballade „Schön Rohtraut" ist vielleicht das einzige Gedicht Mörikes, das so ins Volk gedrungen ist, daß dieses den Namen des Dichters vergaß. Rohtraut! — in einem alten Kalender (später sagt er in einem Fremdwörter-

buch) war dem Dichter der altdeutsche Name aufgefallen, und sogleich hatte sich ihm eine Geschichte um ihn gebildet, die er mit dramatischer Steigerung und keuscher Anmut so herrlich gestaltet. Diese Entstehung des Gedichtes ist sehr bezeichnend; Mörikes starke Intuition hat sich auch sonst über den Gefühlsinhalt der Namen in höchst bemerkenswerter Weise geäußert. Hier anerkennt er ihn auch dadurch, daß er den bloßen Namen als Refrain gebraucht, der ihm ein musikalisches Element von besonderem Reize bedeutet.

In diesem Jahr 1837 entstand auch die köstlichste der „Wispeliaden", worüber Mörike an Hartlaub schreibt:

„Nun gleich etwas Neues. Du warst kaum weg und ich lag auf dem Bette, so klopfte es an und Herr Professor Sichéré tritt herein. Die Freude war natürlich auf beiden Seiten groß. Nachdem er mir mit dem bekannten Blinzeln und jenem Zwinkeln des ganzen Gesichts verschiedene ganz undenkbare ‚Plänchen zur Suffulzierung seiner Pekuniar-Subsistenz' mit größter Unklarheit in der beliebten desultorischen Manier entwickelt, wies er mir ein Gedicht von nicht ganz einem Dutzend Versen und wünschte,

daß ich ihm einen Verleger hier [in Mergentheim] ,ausfündig' mache. Dies Markelsheim — es würde gar zu gut auf dem Titelblatt als Druckort lauten, wenn er nicht etwa doch noch vorzöge, Mariental [Irrenanstalt] zu setzen. Ich bat ihn, dieses vorderhand noch dahingestellt sein zu lassen und wenigstens auch noch ein Stücker zwölf oder vierzehn Lyriken zu verfassen, indem ein einziges doch gar zu dürftig wäre. Er wollte dieses nicht sogleich begreifen, jedoch versprach er's mir zulieb. Indessen bat ich ihn, jenen Erstling für dich, als einen Hauptkenner, ins reine zu schreiben, was denn auch gleich mit großen Vorbereitungen in Rücksicht auf die Feststellung des Tisches, Anschärfung des Gänserichs, Atramental-Mixtur usw. geschah (wobei er fragte, ob ich es rouge oder noir verlange).

Beim Weggehen bat er mich um zwölf Kreuzer; er wolle in des Adlerwirts Garten ein ,Boëm' konskribieren, wozu er sich jedoch mit etwas Hopfenmälzling aufreizen müsse. Er werde dort die Nacht zubringen. Licht führe er stets in der Tasche, ingleichen Papier und dergleichen. Heut früh nun kommt er wieder und bringt richtig ein Gedicht ,An Goethe'. Es fängt an:

Du hast mich keiner Antwort gewürdigt?
Wohl, weil mein Geist sich kühn dir ebenbürdigt,
Deshalb, du Sprödling, willst du mir mißgönnen,
Dich Freund zu nennen? usf.

Allmählich wird er ganz malitiös und höhnisch, macht Goethes Gesamtwerke herunter, beruft sich auf Pustkuchen usw., spricht von Gemeinheit und Frivolität. Da kommen Stellen vor wie folgende:

Ha! ließest du dich schmälings von der scharfen Kritik entlarven!

Und

Enfin, so sind gesamtlich deine Verse
Nur güldne Ärse.

Doch ich darf nicht fortfahren. Kurz, unverschämt, was man nur sagen kann! Wir schieden übrigens als gute Freunde. Heute früh ist er nach Creglingen, nach welcher Stadt er schon seit frühester Jugend eine wahre Sehnsucht hatte, des bloßen Namens wegen."

In Creglingen sind dann die Gedichte Wispels, die „Sommersprossen", auch „erschienen"; sie sind das köstlichste, persönlichste und sozusagen reifste Dokument des windigen Friseurs und Professers, worin sein ureigener Stil die höchste Blüte erreicht. Die Wispeliaden, deren jede ein Kabinettstück der komischen Literatur ist und „echtester Mörike" und ein Quell heiterster Laune, sind in dem Büchlein „Wispel und seine Gesellen" ge-

sammelt, in welchem nicht allein die „Individual-Bekanntschaft“ mit Liebmund Maria Wispel vermittelt wird, sondern auch alle seine Gesellen, der Uchrucker, der Sichere Mann, der Pourquoi, der Bombeaga, der Pächter Bunz, in launiger Schilderung ihres täglichen Umganges mit dem Dichter „ordentlich zu Fleisch und Blut geworden sind“.

Im März 1838 sandte der Dichter an Kurz mit ein paar „Kleinigkeiten“ (unter ihnen „Ein Stündlein wohl vor Tag“!) ein „größeres Poem von einer seltsamlichen Sorte“, das „Märchen vom Sicheren Mann“, in welchem eine der bedeutendsten Phantasiegestalten Mörikes und seiner Freunde klassische Form gefunden hat.

Er ist ein Unhold, von der steinernen Kröte geboren. In seiner Höhle liegt er zumeist, wo ihn heimlich der Igelslocher Balbierer besucht und ihm dient wie der sorgsame Gärtner, wenn er die Hecken stutzt mit der unermeßlichen Schere. Lauter Nichts ist sein Tun und voll von törichten Grillen: wenn er herniedersteigt vom Gebirg bei nächtlicher Weile, laut im Gespräch mit sich selbst, und oft ingrimmigen Herzens Weg- und Meilenzeiger mit einem gemessenen Tritt knickt (denn die hasset er bis auf den Tod, un-

billiger Weise). So lag er einmal, seinen geliebtesten Fraß zu verdauen, saftstrotzende Rüben, zu dem geräucherten Speck, den ihm die Bauern bringen vertragsweis, da trat Lolegrin, Weylas schalkischer Sohn, zu ihm, setzte sich auf den Absatzrand seines würdigen Stiefels und gab ihm der Himmlischen Auftrag: der Schöpfung Heimliches, das er erlebt, den Geistern zu künden unten im Schattengefild, welche da traurig sitzen und forschen das hohe Verhängnis. So wie er es bisher getrieben — Lolegrin hält ihm alle Unarten vor —, so erschien er weder ein Halbgott, noch ein Begeisterter, sondern ein Schweinpelz. Erst war der „Sichere Mann" wie verstürzt und stand ihm fast der Verstand still. Halblaut hebt er zu brummen erst an und endlich zu fluchen, schandbare Worte zumal, gottloseste, nicht zu beschreiben. Dann aber fügt er sich, und alsbald wühlt sein Gedanke rückwärts durch der Jahrtausende Wust, bis tief wo er selber noch ein Ungeborener träumte die Wehen der Schöpfung. Aber da deucht es ihm Nacht, dickfinstere; wo er umhertappt, nirgend ist noch ein Halt und noch kein Nagel geschlagen, anzuhängen die Wucht der wundersamen Gedanken, welche der Gott ihm erregt in seiner erhabenen Seele. Und er bedenkt sich dahin: erst ein Buch sich zu schaffen, ein unbeschriebenes großes, seinen Fäusten gerecht und wert des künftigen Inhalts. Da geht er des Nachts in das Dorf, tritt vor die nächst-

gelegene Scheuer, kneipt mit den Fingern den Kloben der Torflügel ab und hebt diese leicht aus den Angeln, und so macht er fort, weiter im Gäßchen hinauf, bis er das Dutzend voll hat. Und ehe die Bauern in Aufregung zusammenlaufen, hat Suckelborst schon wieder die Höhle gewonnen. Des Morgens heftet er sein Buch, legt sich davor und schreibet aus Kräften, Striche, so grad wie krumm, in unnachsagbaren Sprachen. Endlich am Schluß dann folgt das Punktum groß wie ein Kindskopf. Dann mit dem siebenten Morgen erreicht er die finstere Pforte. Aber er hatte der Stunden noch zweimal zwölfe zu wandeln durch der Erde gewundenes Ohr, wo ihn Lolegrin heimlich führete, bis er die Schatten ersah. Vorn vor dem Eingang sammelte sich unliebsames Kehricht niederen Volks: trugsinnige Krämer und Kuppler und Metzen, lausige Dichter dabei und unzählbares Gesindel. Weiter dagegen hinein sah man ruhmwürdige Geister, Könige, Helden und Sänger, geschmückt mit ewigem Lorbeer. Da setzt sich der „Sichere Mann", räuspert sich, daß die Hallen ein prasselndes Echo versenden, und beginnt den erhabenen Vortrag. Aber es hatte der Teufel sich eingedrängt, stellte sich hinter den Sprechenden, ihn zu verhöhnen, und reizte die Seelen beständig, zu lachen. Am Ende schob er den Schwanz dem Alten sacht in die Hintertasche des Rocks, als wenn es ihn fröre. Plötzlich da greifet der „Sichere Mann" nach hinten, gewaltig mit der Rechten erfaßt

er den Schweif und reißet ihn schnellend bei der Wurzel heraus, daß es kracht. Laut auf brüllet der Böse, die Tatzen gedeckt auf die Wunde, dreht im rasenden Schmerz wie ein Kreisel sich, schreiend und winselnd, und schwarz quoll ihm das Blut wie rauchendes Pech aus der Wunde. Mit Schanden entrinnt er. Der „Sichere Mann" wog den wuchtigen Schweif in den Händen, den bisweilen ein zuckender Schmerz noch leise bewegte, und er verkündet: „Dreimal rauft der ‚Sichere Mann' dem Teufel den Schwanz aus. Neu zwar sprosset hervor ihm derselbige, aber nicht ganz mehr; kürzer gerät er, je um ein Dritteil, bis daß er welket. Gleichermaßen vergeht dem Bösen der Mut und die Stärke, kindisch wird er und alt, ein Bettler, von allen verachtet." — Sprach es, und jetzo legt' er den Schweif in das Buch als ein Zeichen, sorgsam, daß oben noch just der haarige Büschel heraussah, denn er gedachte für jetzt nicht weiter zu lehren, und basta schmettert er zu den Deckel des ungeheueren Werkes, faßt es unter den Arm, nimmt Hut und Stock und empfiehlt sich. Aber Lolegrin hatte, der Gott, das ganze Spektakel heimlich mit angesehn und gehört und schwang sich empor zu den Göttern, ihnen treulich zu melden die Taten des „Sicheren Mannes" und das himmlische Mahl mit süßem Gelächter zu würzen.

Der Inhalt des „Märchens" ist möglichst vollständig wiedergegeben, auch sind die besonders eigentümlichen Stellen wörtlich angeführt, so daß die geistvolle Erfindung des Ganzen wie der Einzelheiten, die großartige Anschaulichkeit und die frische Art des Vortrags nicht mehr des Nachweises bedarf. Das Stück ist viel mehr als eine launige Idee in kontrastierender klassischer Form, nämlich eine kunstvolle, ebenmäßige Komposition von glücklichstem Humor, dem anmutige Spekulationen das Maß halten, eine Dichtung von größter Eigenart. Namentlich liegt sie wiederum in der überzeugungskräftigen Anschauung; wie sind doch die Gegensätze der losesten Phantastik und eines starken Realismus, des freiesten Humors und der Erhabenheit, auch in der antiken Form — wie prächtig sind sie zu einem Ganzen von unanzweifelbarer Wahrheit ausgeglichen.

Noch schärfer sind diese Gegensätze in kleineren Stücken, wo sie nicht nur wie hier einander nebengeordnet, sondern einander über- und untergeordnet sind. So in der alkäischen Strophe „An Philomele", in der das Komische nach des Dichters eigener Bemerkung teils in der poetischen An-

wendung einer an sich treffenden, jedoch prosaischen Vergleichung, teils im Kontraste der feierlichen Versart liegt. Hier ist das Prosaische dem Poetischen untergeordnet. Weitaus schwieriger aber ist die Überführung des Trivialen ins Poetische, wie sie Mörike in den Versen „Auf einen Klavierspieler" trefflich gelungen ist. Die Kunst dabei ist, der Parodie zu entgehen. Indes, auch die Parodie hat Mörike gekannt; „Lammwirts Klagelied" mit treuestem Anklang und doch individuellster Note ist dafür Zeugnis.

Um seine „lange, lange Zeit", in der er eigentlich nichts Rechtes treiben könne, nicht ganz müßig und ungenützt hinzubringen, beginnt Mörike auf Grund älterer Übersetzungen eine „Blumenlese aus Griechenland und Rom, eine Sammlung der schönsten griechischen und römischen Hymnen, Oden, Elegien, Idyllen und Epigramme nach den besten vorhandenen Verdeutschungen" vorzubereiten. Die Freunde helfen ihm dabei. Zwei seiner eigenen, vollendeten Übersetzungen „An den Schlaf" und „Crux fidelis" sind unter die „Gedichte" aufgenommen.

Die Gedichte erschienen im September 1838,

und zwar bei Cotta, den Kurz damals noch den gesetzlichen Paten aller Poesie nennen konnte. Die erste Auflage enthielt nicht viel mehr als die Hälfte der letzten, es war ein ziemlich kleines Buch, aber unschätzbar reich.

Mörikes Lyrik ist von hoher Vollendung. Form und Inhalt sind eins. Der Rhythmus und jeder andere Faktor der sprachlichen Darstellung sind diesem Dichter Mittel zu charakterisieren, darum gesteht er der Form auch weiteste Freiheit zu; nicht nur sagt er nach der Lektüre von J. H. Vossens „Zeitmessung der deutschen Sprache", man komme zuletzt am weitesten, wenn man in allen Fällen sein eigenes Gehör befrage; sondern er teilt ganz die Kunstanschauung Goethes, der zu Eckermann gesagt hat: „Wäre ich noch jung, ich würde gegen alle solche technische Grillen (à la Voß) verstoßen, ich würde Alliterationen, Assonanzen, falsche Reime und alles gebrauchen, wie es mir bequem wäre; aber ich würde auf die Hauptsache losgehen und so gute Dinge zu sagen suchen, daß jeder gereizt werden sollte, es zu lesen und auswendig zu lernen."

„In Absicht auf Reinheit oder Unreinheit der

Reime", schreibt Mörike in einem Aufsatz über seine Bearbeitung von Waiblingers Gedichten — „bei Waiblinger und seinem Bearbeiter hat einer vor dem anderen nichts voraus, und wenn der letztere aus Anlaß einer anderweitigen Verbesserung zufällig einen echten Reim durch einen sogenannten unechten verdrängt, so trifft es sich nicht minder zufällig auch umgekehrt" ... Mörike will — allerdings für den ersten Anschein paradox — in einem freieren Gebrauche dieser Form, wenn nämlich Reime wie Stille und Fülle, Breite und heute sparsam eingemischt werden, vorzüglich beim Sonett und der achtzeiligen Stanze, allen Ernstes eine Schönheit finden, indem dergleichen Lautmodifikationen, weit entfernt ein gebildetes, aber unbefangenes Ohr zu verletzen, vielmehr einigen Reiz auf dasselbe ausüben, der auf vermehrter Mannigfaltigkeit beruhe. Die gelinde Abbeugung von dem, was regelmäßig zu erwarten war, sei dem Gehör als graziös willkommen. Hierin aber liege bereits die Forderung einer sehr mäßigen Anwendung oder vielmehr Zulassung dieser Würze, die freilich ungesucht sich nur zu oft aufdringen will. — Mit der ganzen Be-

merkung wird keineswegs bloß aus der Not eine Tugend gemacht; sie fließt aus einer musikalischen Erfahrung und verdient alle Aufmerksamkeit ... „Ein möglicher Mißbrauch durch Konsequenzen, deren Unstatthaftigkeit freilich nicht immer demonstrierbar wäre, kommt hier nicht in Betracht; ein feiner Sinn wird das rechte Maß treffen."

Noch ein anderes Wort Goethes ist auf Mörike anzuwenden: „Der Takt kommt aus der poetischen Stimmung wie unbewußt. Wollte man darüber denken, wenn man ein Gedicht macht, man würde darüber verrückt und brächte nichts zustande." Die rhythmische Bewegung eines Gemeingefühls war bei Mörike oft genug der Ursprung, der Quell seiner Lyrik.

In jedem Gedichte Mörikes offenbaren sich Reichtum, Kraft und Eigenart des Ausdrucks. Und wiewohl diese überall wirksame Eigenart dem Schaffen Mörikes eine gewisse großartige Einseitigkeit verleiht, kann man doch niemals von Eintönigkeit sprechen. Es herrscht wohl das zarte, feine, aber niemals süßliche Wesen vor, jene „Traumhelle, deren sich der spielend visionäre

Mörike vor allen und den vollendetsten Lyrikern rühmen konnte" (Emil Kuh).

Von Eintönigkeit kann schon nicht die Rede sein angesichts des großen Reichtums von Mörikes Gefühlswelt, wenngleich die Motive selbst durchaus einfach und innerlich sind. Eine Weltanschauung spiegeln die Gedichte kaum wider, eine Weltanschauung durch Kampf gewonnen; wohl aber deutlich ein harmonisches, reines Wesen, jene Weltanschauung des Dichters, der kurz vor dem Tode seine Werke durchprüfte und froh niederlegte mit der Überzeugung, daß sie nichts Unreines enthalten. Zwar sagt er einmal, in späteren Jahren: „Wir lassen poetisch jede Art von Übermut und Sinnlichkeit gelten, vorausgesetzt sie sei der schönen Darstellung fähig und stelle sich wirklich schön und ohne falschen individuellen Beigeschmack dar"; aber als die ledigen Bursche seiner Pfarre des Nachts vor seinem Hause Schillers Räuberlied sangen, da geschah es doch — das erste Mal —, daß Schiller ihn ärgerte. Die Gedanken kommen diesem Dichter nicht auf abstraktem, deduktivem Wege, sondern auf konkretem, induktivem. Stets geht er von sinnlicher, gegen-

ständlicher Anschauung aus, die er plastisch verdichtet, und in steter Beziehung der Außenwelt zum Innenleben vermittelt er, was er empfindet. Seine Werke tragen alle den goldenen Stempel innerer und äußerer Wahrheit und leben darum so intensiv und einheitlich in der Stimmung, aus der sie herausgeboren sind; was den Dichter macht, ist auch bei ihm „ein volles, ganz von *einer* Empfindung volles Herz".

Und es gibt kaum eine Kunstform, die Mörike nicht meisterlich erfüllt hat. Am größten ist er im Stimmungsgedicht, in der Gefühlslyrik: sein Garten, sagt er selbst, könne nur gedeihen, wenn der sorgsame Gärtner Liebe seiner warte. So zarte und innige und glühende Lieder von Lieb und Treu und Untreu sind nimmer gesungen worden. Selten mehr ist auch die Natursinfonie so gewaltig erklungen wie in den feierlichen Stücken „Besuch in Urach", „Die Herbstfeier", „Die Elemente", „Mein Fluß". Aber auch der größte Teil der übrigen Gedichte Mörikes steht in irgend einer Beziehung zur Natur. Er selbst ist ja so innig mit ihr verbunden, daß er ihr an allem Teil gibt. Auch die dramatisch-lyrischen

Formen der Ballade, Romanze und Elegie sind bei Mörike in hervorragender Weise vertreten. Man mag bei einigen derselben die Geschlossenheit vermissen, an den meisten muß man doch die dramatische Kraft und die Reinheit ihrer Art bewundern; in den Elegien ist es die klare Erhabenheit, der klassische Stil, was entzückt. Gottfried Keller sprach hier das treffende Wort: Mörike sei wohl ein Sohn des Horaz und einer feinen Schwäbin. Im Gelegenheits- und Sinngedicht, in der Epistel und im Epigramm zeigt sich des Dichters Eigenstes, schon weil diese Gattungen auch im Stoffe persönlich sind. Vor allem aber bieten sie, wie in noch höherem Maße die lyrisch-epische Form der Idylle, Gelegenheit für ein Spiel des Humors. Mörikes Gelegenheitsgedichte sind solche in einem höheren Sinn: sie sind wohl von einer Gelegenheit angeregt, ohne aber in der augenblicklichen Zweckbestimmung aufzugehen.

Mörikes, des Dichters und des Menschen, Wesen ist Harmonie. Nur sie kann aus dem Chaos und der Gewalt der Empfindung ein Kunstwerk gestalten. „Nur die heitere, ruhige

Seele gebiert das Vollkommene.“ Was Mörike von den Gedichten seines Freundes Karl Mayer sagt, mit dem er das „unglaublich zärtliche Verhältnis zur Natur“ gemein hat, kann auch von den seinen gelten: Denke ich aber nun an das große Publikum, das diese Sachen liest, so möchte ich ganz traurig werden. Wie wenige haben eine Ahnung von der Idealität und Schönheit des Geistes, der sich in dem kleinsten jener Gedichte abspiegelt, und von der Kunst, die er voraussetzt! Wer würdigte wohl ganz die wunderbare Gabe, das unbestimmt und flüchtig Schwebende auf solche Weise zu fixieren, das Verwickelte mit einem einzig treffenden Beiwort zu malen, das Schillernde gleichfalls schillernd zu geben. Wer unter den großmäuligen Kritikern heutigen Tages fühlt mit dem Dichter (wenn ich ein paar ehrliche Leute ausnehme) etwas von jener süßen Ungeduld und Angst der Produktion, die er in jedem Moment mit der ganzen Ruhe seines Kunstgefühls zu balancieren hat, und teilt sein Entzücken aufrichtig, wenn ihm etwas recht rein gelungen ist?

Ein lauter und breiter Erfolg war den „Gedichten“ nicht beschieden, erst nach zehn Jahren

konnte eine zweite Auflage erscheinen. Um so tiefer und nachhaltiger war die Wirkung in dem kleinen Kreise der Berufenen, die in diesem Dichter einen Meister erkannten. Die Hoffnungen auf eine Besserung seiner äußeren Verhältnisse, die Mörike auch darauf gesetzt hatte, blieben freilich unerfüllt.

Vom November 1838 bis über Neujahr weilte Mörike in Stuttgart, um seine Angelegenheiten dort selbst zu betreiben. Hier fand er, durch die Vermittelung seines Jugendfreundes Hardegg, nunmehrigen Hofarztes, das Interesse der Prinzessin Marie, die dem Dichter nicht allein hundert Gulden schenkte, sondern auch sonstige Förderung versprach. (Eine zweite, gleich große Gabe sandte sie ihm im Herbst 1840.) Auch zwei Kontrakte schloß er hier ab, zusammen auf sechshundert Gulden, den einen für die Klassische Blumenlese, den anderen für eine Sammlung von Märchen, die 1839 unter dem Titel „Iris" erschien.

Die „Iris" enthielt „Die Regenbrüder", das Schattenspiel „Der letzte König von Orplid" (aus dem Roman), die Novelle „Lucie Gelmeroth" (früher „Miß Jenny Harrower") sowie

die Märchen „Der Schatz“ und „Der Bauer und sein Sohn“. „Lucie Gelmeroth“ ist eine düstere Novelle, deren Hauptwert in der psychologischen Schilderung liegen soll und liegt. Sie schließt, wie zeitlich so auch stilistisch, unmittelbar an den „Maler Nolten“ an und enthält manche Kindheiterinnerung des Dichters. Ein liebes Märchen, ursprünglich für das Volk geschrieben, ist das vom Bauern und seinem Sohn, mit unaufdringlicher Tendenz gegen die Tierquälerei. Unvergessen bleibt, daß die Königlich Württembergische Kalenderkommission es ablehnte, weil es den Aberglauben fördere. Kein Geringerer aber als Gottfried Keller fand in ihm „eine poetische Gerechtigkeit, die in manchem Kolossalwerke nicht wirksamer auftritt“.

1840 erschien auch die Klassische Blumenlese, die im ganzen für das Schaffen des Dichters wenig bedeutet, aber doch schon einige seiner meisterlichen Übersetzungen, aus Catull zumal, enthält.

In ökonomischer Hinsicht kam Hartlaub, der Getreue, mit einer größeren Summe zu Hilfe. „An den folgenden Tagen“, schreibt Mörike,

„ward die Kanzlei auf meiner Stube aufgeschlagen, die Türe geriegelt, mit Louis und Klärchen gerechnet, gezählt, geschrieben, registriert und gepackt; den ganzen Tag roch es nach lauter Siegellack im Zimmer. Gottlob! nun sind so an die vierzig Kerle totgeschlagen und wird mich ihrer keiner mehr beißen noch zwacken ... Lieber! ich bin Dir nunmehr gegen tausend Gulden schuldig, und ich erschrecke nicht, obwohl ich weiß, was dieses heißen will." Mit Hartlaub, der ihm ja „neben Urlaub und Geld wie Laub das liebste Laub" war, pflegte Mörike eben damals wieder den innigsten Umgang. Zahlreich sind die köstlichen „Musterkärtchen" an ihn, in welchen der Dichter abgerissen meist heitere Erlebnisse und Einfälle mitteilt: „Ist an wichtigen Geschichten eben nicht viel zu berichten, tunkt man doch die Feder ein; sollt' es auch von Lust und Scherzen unter drei zufriednen Herzen nur ein Musterkärtchen sein." Ein merkwürdiger Zug in dieser Seelenfreundschaft ist auch Mörikes Vorschlag, jeder der Freunde sollte an einem stillen Ort des Hauses eine zierliche Lampe aufhängen, welche immer am ersten Tage des Monats mit frischem

Öl versehen und zum Andenken des Entfernten angezündet würde. Wenn einer stürbe, müßte sie drei Stunden länger brennen.

Im August 1840 gingen die beiden Freunde nach Heidelberg zum Besuche von Louis Hetsch, Musikdirektor daselbst, und im September begleitete Eduard seinen Bruder Louis, „den Ehemann von vier Wochen", in die Schweiz, wo dieser im Thurgau ein Gut pachten wollte. Kaum über Sontheim draußen führte dem Dichter ein spaßhafter Zufall den rotbehaarten Kutscher von der Heidelberger Reise, die „Feldmaus", entgegen. Mörike bemerkte alle die Wegezeiger wieder, an denen der Tropf immer so hurtig, als wären es bissige Hunde, vorbeizukommen suchte, und mußte sich aufs neue über die beispiellose Verrücktheit verwundern, womit er lieber einen Umweg von anderthalb Stunden riskierte, ehe er zur Sprache kommen ließ, daß er nicht lesen kann. Man will meinen, Mörike habe die „Feldmaus" schon vor dem „Sicheren Mann" gekannt, der so „ingrimmigen Herzens Weg- und Meilenzeiger mit einem gemessenen Tritt knickt (denn die hasset er bis auf den Tod, unbilliger Weise)". In

Pleidelsheim saßen sie im „Ochsen“, wo „der Wein wieder in der Stube 'rum lief“; der Wirt hieß Wein. Über Blaubeuren und Ulm ging es nach Lindau und Bregenz, von wo Mörike in allem Ernste schreibt: „Bregenz ist eine sehr belebte Stadt. Frachtwagen und Geschrei, daß man sein eigen Wort nicht hört.“ Aus dem Rhein, wo er bei St. Margarethen in den Bodensee fließt, schöpfte er eine gute Portion halbfeuchten Sand in seinen Mantelzipfel, um sämtliche Schreibzeuge in Wermutshausen und Cleversulzbach damit zu versehen. Die Reisenden kamen, nebst einer Abschweifung nach St. Gallen, noch bis Schaffhausen und Konstanz.

Heimgekehrt, teilte der Schalk seine Menagerie, die bestand aus dem Staren, dem Distelfink, dem Igel, Hund und der Katze, in folgende Klassen ein: 1. stinkende und zugleich singende, 2. rein singende, 3. rein stinkende, 4. solche, die weder stinken noch singen (unter welch letztere der Joli und die Katze zu kommen sich schmeicheln).

Nun kamen die Freunde wieder, H. Kurz, Karl Mayer und J. Kerner, einmal alle zusammen. Da waren denn vier schwäbische Poeten bei

einander, die — Mörike notiert es als Denkwürdigkeit — „weder auf Schimpf noch auf Lob zusammenkamen". Daheim war ihm in einem stillen Stübchen am wohlsten, das er sich im altertümlichen Geschmacke einrichtete, und wo die Sonne beinahe den ganzen Tag herein schien und so zärtlich auf dem braunen Geräte lag.

Am 26. April 1841 traf den Dichter „das ganz Unglaubliche" des Verlustes seiner guten Mutter, an der er mit ganzem Herzen gehangen war. An der Seite von Schillers Mutter hat er sie begraben, und eine Umzäunung umfriedet die beiden Hügel. Es ist der Ausdruck höchster Fassung, wenn er schon vier Wochen nach diesem schmerzlichsten Ereignis den besorgten Freunden in Wermutshausen verspricht: „Wir sorgen für unsere fernere Existenz, so wie die liebe Mutter selbst es uns befehlen würde."

Doch wollte es ihn in dem vereinsamten Hause nicht mehr leiden, und wieder einmal strebte er nach einer gänzlichen Veränderung seines Lebens. Eine Bewerbung um Anstellung an der Königlichen Handbibliothek schlug fehl, man gab ihm nichtige Ausreden und setzte Dingelstedt an

seine Stelle. Auch seine Hoffnung, durch Tieck, der „seit dem Nolten wieder an die Triebkraft der deutschen Poesie glaubte", an den Berliner Hof zu kommen, ward zunichte, gewiß zu seinem Glück.

Der Sommer ging traurig dahin. Zu einem Festspiel zum sechzigsten Geburtstage des Königs von Württemberg — „Das Fest im Gebirge" — hatte sich Mörike, „so zugespitzten Gelegenheitsstücken" abgeneigt, nur ungern bereit finden lassen, konnte zuletzt aber doch sagen, die Arbeit sei, wenn auch nur von geringem poetischen Werte, wenigstens mit wahrer Teilnahme gemacht worden. Zur Aufführung kam das Spiel nicht.

Im Verkehr mit Justinus Kerner wandte Mörike damals den übersinnlichen Erscheinungen erhöhte Aufmerksamkeit zu. Ein „somnambul gewesenes, unstreitig noch jetzt halb magnetisches" Mädchen, das sich in seinem Hause mit dem Geiste des Pfarrers Rabausch unterhält, vermag ihn indes nicht aus der Fassung zu bringen. In bemerkenswerter Weise äußert er sich zu Kerner über das Leiden Christi der Katharina Emmerich: ob die Exaltation der Nonne nicht in

nächster Verwandtschaft zum Somnambulismus stehen sollte? Selbst das Hervorbrechen heiliger Zeichen am Leibe, die Kreuze, die Blutungen haben ihm nichts Unglaubliches, wenn sie auch nur aus dem Zustande eines höchst gesteigerten Gemeinlebens von Seele und Körper erklärt werden wollten, wobei der letztere durch die Übermacht des Geistigen und eine penetrante Sehnsucht dahin vermocht wurde, jene immerfort so dringend vorgehaltenen Bilder als leiblichen Aus- und Abdruck erscheinen zu lassen. Über eine doppelte Seelentätigkeit, für die Mörike manchen subjektiven Beweis erlebt hat, sagt er später zu Hartlaub: „Im allgemeinen ist meine Voraussetzung diese: die Seele strahlt und wirkt von ihrer Nacht- oder Traumseite aus in das wache Bewußtsein herüber, indem sie innerhalb der dunkeln Region die Anschauung von Dingen hat, die ihr sonst völlig unbekannt blieben. Ihre Vorstellungen in der Tag- und Nachtsphäre wechseln in unendlich kleinen, gedrängten Zeitmomenten mit äußerster Schnelligkeit ab, so daß die Stetigkeit des wachen Bewußtseins nicht unterbrochen scheint."

Im Winteranfang machte sich Mörike viel

und ernstlich mit Waiblingers Schriften zu tun, die soeben eine schlechte Ausgabe erfahren hatten, und faßte den Entschluß, das Vorzüglichste von Waiblingers lyrischen und epigrammatischen Stücken zu einem Bändchen zusammenzustellen. „Es wäre mit das Beste, was man zu Waiblingers Andenken unternehmen könnte". Wieder gedenkt er des unglücklichen Freundes mit hoher Achtung: „Er war ein ungewöhnlicher Mensch und ein außerordentlich gewandtes Talent. Alle, die aus der Ferne so cavalièrement von ihm reden, sollen sich nur nicht einbilden, ihm die Schuhriemen aufzulösen!"

Die Gesundheit Mörikes, die in diesem Jahre, zumal im Winter, gelitten hatte, kam im Frühling durch vermehrte Bewegung und durch Graben und Schaufeln im Garten wieder in gute Ordnung. Aber er muß doch zugestehen, daß er seit Jahren der Welt und selber seinen alten Freunden um vieles fremder geworden sei; auch ist ihm oft, als könnte er nie mehr so heiter sein, als man früher ihn zu denken gewohnt sei. Indessen sind die Briefe dieser Zeit doch reich an Zeugnissen glücklichster Freundschaft.

Mit Kauffmann, dem poetischen Musikus, und mit Strauß, der die gefeierte Agnes Schebest geheiratet und in Sontheim bei Heilbronn seinen Wohnsitz genommen hatte, kam da Mörike oft zusammen. Die Sängerin begeisterte den Dichter durch den einzigartigen Vortrag seiner Lieder und noch mehr seiner Lieblingswerke, Mozarts. Mörike dichtete, Kauffmann komponierte das Gedicht, die Frau Agnes sang's, Strauß kritisierte. Frau Strauß sollte einmal Küchlein backen — da standen sie zu fünft um den Herd herum, auf dem „Die vollkommene Köchin" aufgeschlagen lag und studierten das Rezept: Frau Strauß, Klara Mörike, die Magd, David Friedrich und Eduard. Ein andermal zogen sie spät Abends unter den Klängen des Don Juan zu Bett. Strauß teilte mit Mörike das Zimmer und unterhielt sich lange mit ihm: Mörike müsse der Poesie besser pflegen, der moderne Roman sei seine Stärke, und seine beruflichen Verhältnisse seien da kein Hindernis. Der Dichter aber setzte auseinander, daß er bei seiner fortdauernden Neigung zum Christentum, die in den letzten drei Jahren sich eher gestärkt

und näher bestimmt, als vermindert habe, gleichwohl den großen Unterschied zwischen dem Gebrauch, den er davon für seine Person machen könne und zwischen seiner Aufgabe als Prediger, so sehr es ihn oft nach der Kanzel ziehe, fast lebhafter als ehemals empfinde; daß er erst angefangen habe sich aufs neue einen Weg zu bereiten (das Konsistorium hatte ihn Weihnachten 1842 in einem „hochpreislichen Erlaß“ vor die Wahl gestellt, ohne Vikar auszukommen oder abzudanken), und daß, bevor er völlig im Gange und mit sich zufrieden sei, von einem ruhigen, reinen und fruchtbaren Verkehr mit der Kunst bei ihm nicht die Rede sein könne.

Anfangs Juni 1843 aber schreibt Mörike an Hartlaub: „Ich bin nun ganz gewiß, daß mich das Amt umbrächte.“ Auch sein Arzt war dieser Meinung, und so kam der Pfarrer von Cleversulzbach um seine Zurruhesetzung ein. Der Verantwortung für sein pastorales Amt war er sich stets bewußt geblieben, und noch am 20. März dieses Jahres, als er „eine wüste Bauern-Tauf-Zeche um 12 Uhr durch die mühsam herbeigerufene Scharwache mit Gewalt aufheben ließ“, hatte sein Ge-

müt „vom großen Amtsjäst gebräuselt“. Schon lange hatte es ihn angefochten, seine Gemeinde durch die Vikare so schlecht betreut zu sehen, mit denen er auch persönlich so manche unliebsame Erfahrung gemacht.

Am 19. September zog Mörike mit seiner treuen Schwester zu den Freunden in Wermutshausen. Er hatte an einen vorläufigen Aufenthalt bei seinem Bruder Louis in der Schweiz gedacht, auch das sonnige Mergentheim war ihm lockend vor die Seele getreten, nun aber sollte ihm „ein Übergang durch Wermutshauser Freundschaftsluft in eine neue Wohnstätte den Aus- und Einzug unsäglich erleichtern“.

Anfangs 1844 ward über den künftigen Aufenthalt der Geschwister entschieden, und zwar, schreibt Mörike, „wie ich mir schmeichle — denn der Gedanke kommt von mir —, aufs allerglücklichste. Wir gehen nach Schwäbisch Hall.“ Als alte Reichsstadt schon, mit ihrer schönen gotischen Kirche und dem merkwürdigen Rathaus, dann als ein Ort von viel Lebendigkeit, worin sich's, wenn man will, nur desto heimlicher sein eigenes Wesen treiben lasse, und insofern sie ihm

vollkommen neu sei, empfehle diese Stadt sich als reiner Boden einer ganz neuen Epoche. Auch in ökonomischem Betracht lasse sich kaum etwas Günstigeres finden; ein Gesichtspunkt, der bei einem Pensionsgehalt von 280 Gulden nicht übersehen werden konnte. Zumal als der König ein Gesuch des Dichters um Erhöhung seines Gehaltes abschlägig beschied. Am 16. April 1844 fand der Umzug statt.

Einige Tage mußte Mörike sich allein behelfen, worüber er dem in Neuenstadt weilenden Klärchen berichtet: „Leiblich kann ich ganz gut bestehen, obwohl mit einiger Unbequemlichkeit. Die Kost ist gut und reichlich, die Bedienung regelmäßig. Frau Hecker [die Hauswirtin] hat sich selbst erboten, mir jeden Morgen den Kaffee zu schicken, der mir dann auch zum Nachmittag reicht. In einer Gucke hab ich ein Pfund Zucker, in einer Gucke ein Pfund Salz; Tischtuch, Kaffeelöffel u. dgl. sind nicht in meiner Einsiedelei, ein Schnapsglas dient als Rasierschüssel, ein Blumenscherben mit Erde am Boden als Spucknapf. Morgens um 7 Uhr kommt das Mädchen mit dem Hausschlüssel, heizt ein, indes ich noch im

Bette lese; bis sie die Milch heiß hat, bin ich heraus. Doch das versteht sich so wie das weitere alles von selbst."

An Hand von Sagittarii historia des hällischen Gebiets genießt der Dichter die vielen natürlichen und künstlichen Reize der schönen alten Stadt und Gegend. Das Salz, welches der Stadt Namen und Bedeutung gegeben, würzt auch seinen Witz. Der kleinen Agnes Hartlaub, seinem Liebling, widmet er diesen launigen Brief:

„Seit vierzehn Tagen sind wir hier, und dieses wäre also der erste Salzbrief, welchen Du erhältst. Ich hoffe, daß er Dich bei besserem Befinden treffe, als ich Dich verließ. Gib mir doch bald Nachricht durch umgehenden Salzfrachtwagen!

Nachdem wir uns in unserem kleinen Quartier auf der Salzstieg eingerichtet hatten, ging ich mit Klärchen aus, die Stadt und ihre Sehenswürdigkeiten vorläufig zu betrachten. Es ist fürwahr ein höchst merkwürdiger Ort, und kann wohl einer hundert Meilen reisen, ehe er dergleichen antrifft! Zwar ist darin nicht, wie wir es uns vorgestellt, alles von Salz, doch sind's

die vornehmsten Gebäude als: das Rathaus, der große Marktbrunnen mit der Bildsäul von Loths Weib und besonders die prächtige Sankt Michaelskirche, gleichsam ein ganz kristallenes Naturwerk, weiß und glänzend, nur an der Wetterseiten etwas grau, welches ihr recht gut läßet ... Ich hörte gestern den Herrn Domprediger Salzmann in dieser schönen Kirche predigen.

Was die Privatgebäude anlangt, so sein sie wohl mehrenteils von Stein. Wenigstens hab ich, auf meinem Umgang durch die Hauptstraßen, etlich und zwanzig Häuser an verschiedenen Stellen mit der Zungen betast und probiert, aber auch nicht den mindesten Salzgehalt vermerken können. Hingegen sonst ist von dieser Gottesgabe ein unerschöpflicher Reichtum in dem Erdboden hier herum niedergelegt. Es werden — wenn Du mir noch diese kleine statistische Anmerkung vergönnen willst — alljährlich ich weiß nicht wie viele Zentner Salzes ausgegraben!! Da lernt man sich recht beugen vor den Wundern der Schöpfung.

Jetzt lebe wohl, geliebte Freundin, und habe keine Sorge, daß ich etwa in der Gruben zu Wilhelmsglück in Lebensgefahr komme. Ich bin

nunmehr fest entschlossen, nicht da hinab zu fahren. Es ging mir selbst ein Gräusel auf, als ich gestern an diesem unermeßlichen Salzkrater stunde."

Hier lebt Mörike viel im Altertum, durchstöbert manche alte Chronik, zuweilen zeichnet er etwas und frönt mit ziemlichem Ernste der alten, seit seiner Knabenzeit vergessenen Liebhaberei, Petrefakten zu sammeln. Hat ihm doch Klärchen einen guten Rest seiner alten Sachen gerettet, unter denen er mit inniger Freude noch ein paar Ludwigsburger Stücke wiederfand! So wohl es ihm im Hällischen gefiel, sollte seines Bleibens doch nicht lange sein.

Schon im Mai schrieb er an Hartlaub: „Meine Gesundheit ist dermalen nicht so ganz, wie ich es mir versprach. Wir finden beide, daß wir die hiesige Luft schwer gewöhnen." Sein Haushaltungsbuch, von dem nachher weiter die Rede sein wird, meldet von Bädern und Aderläßen, Pflastern und Tropfen, ja von Kreosot. Schlaflosigkeit, die Agrypnia, „die vierte und grausamste aller Furien", sucht ihn wieder heim, so daß er aus tiefem Herzen den Seufzer tut: „Ach, wenn's nur Gottes Wille wäre, daß mein Herr Stuben-

nachbar sich alle vierzehn Tage Arm oder Bein im Rausch verrenkte. So lange er den Barbier braucht, habe ich die ruhigsten Nächte. Der letzte Fall wird mir schon noch eine Weile zu gut kommen, denn gestern bat er mich, ihm doch, so lange er nicht ausgehen könne, den ‚Schwäbischen Merkur‘ zukommen zu lassen.“ Ende September steigt die Sorge auf, „ob wir doch wohl am Ende Hall quittieren müssen, dessen Klima mir neuerdings verdächtiger als jemals wird“. Und: „ich dachte schon wahrhaftig ganz im Ernst an unser altes Mergentheim.“

In dieses im milden Taubertal gelegene Städtchen, das ehemals Kommende des Deutschordens und Hochmeister-Residenz gewesen war, übersiedelten die Geschwister am 1. November 1844. Mörike liebte den altertümlichen, feinen Ort mit seinen schönen Parkanlagen und dem wohltätigen Bad. Wermutshausen war auch nicht allzu weit entfernt. Und im nahen Wachbach hauste ein guter Freund, der Pfarrer Schönhuth, der mancherlei Anregung, zumal der „Steinlust“, zu geben hatte.

Im April dieses Jahres vertauschte er seine

vorläufige Unterkunft, eine „Fuchshöhle" mit „trüben Kasernenfenstern", mit einer schönen sonnigen Wohnung im ersten Stockwerk eines Hauses, in dessen zweitem als Eigentümer der pensionierte württembergische Oberstleutnant von Speeth wohnte. Dessen Tochter Margarita und Klara Mörike kannten sich schon von einer früheren Begegnung her und fanden sich nun rasch zu herzlicher Freundschaft zusammen. Das empfindsame Mädchen war für Klärchens Teilnahme um so empfänglicher, als sie in der Jugend vielen Kummer erlebt hatte und jetzt ihr Vater schwer krank darnieder lag. Eduard säumte nicht lange, sich zu den „Mädchen", den „Schwestern" zu gesellen. Und als Gretchen, wie sie als Greisin noch erzählte, in seiner Gegenwart „noch lange keine ordentliche Rede herausbrachte", ging schon manches heimliche Liebeszeichen des Dichters — ein Brieflein, ein Gedicht (mit der seligen poetischen Lizenz „Du Gretchen!"), Klara in den Mund gelegt und in die Feder diktiert — nach oben. Am Krankenlager des Vaters, der am 10. August verschied, schlossen die Liebenden ihren Bund.

Die Freunde in Wermutshausen, wohl besorgt um den ungeteilten Besitz der Geschwister und auch abgeneigt gegen die Katholikin, lehnten Gretchen ab. Eduard wie Klärchen mühten sich unter Herzensqualen umsonst, sie davon zu überzeugen, „wie dieses reine Wesen unser aller, d. h. auch Eurer Liebe und Teilnahme wert ist". Schmerzlich beklagt der Dichter am 24. September dieses Jahres (1845) die nun auch von ihm erkannte Unmöglichkeit einer gegenseitigen Annäherung zwischen Hartlaub und Gretchen, worunter er sowohl als auch die beiden Mädchen unsäglich litten. Eine Verleumdung hatte die Verstimmung zwischen den alten Freunden noch vermehrt, als Hartlaubs ein „Gerede von auffallend häufigem Besuch der katholischen Kirche, von einem Mitmachen der Zeremonien" Eduards hinterbracht worden war. In inniger Teilnahme mit Gretchen hatte der Dichter schon das „gemischte Lust- und Wehgefühl" der Karwoche und Osterzeit durchlebt und aus seiner Neigung für die poetischen Gebräuche des katholischen Gottesdienstes, in welchen die fromme Seele der Geliebten sich ihm lieblich enthüllte, machte er keinen

Hehl. Er hatte ein gewisses gemütliches Verhältnis zum Katholizismus, aus eigener Stimmung und durch die Liebe zu Gretchen, er besuchte das Hochamt und bekreuzte sich und sprengte das Weihwasser, aber seinen kirchlichen Glauben berührte das nicht.

Zum Schluß des Jahres war das Verhältnis zwischen Wermutshausen und Mergentheim „wahrhaft unerträglich“ geworden. Erst der gemeinsame Schmerz um den Verlust Ludwig Bauers, im Mai 1846, führte die Freunde wieder zusammen. Die Schriften Bauers herauszugeben lehnte Mörike ab, da der Verfasser ihm zu nahe gestanden habe, aber er förderte die in den Händen Karl Wolffs, eines Freundes des Verstorbenen, liegende Arbeit durch Rat und Tat, zumal durch eine Auswahl aus den von Bauer an ihn gerichteten Briefen. In der Elegie „Erbauliche Betrachtung“ widmet der Dichter dem toten Freunde ein unvergängliches Denkmal.

Wunderbarer Weise erblühten in all den Nöten, aus der Liebe zu Gretchen, die köstlichen Gedichte „An Klärchen“, „Margareta“, „Götterwink“, „Auf einer Wanderung“ und die weh-

mütig schöne Erinnerung an Cleversulzbach „Ach nur einmal noch im Leben“. Im Jahr 1846 entstanden ferner die Kostbarkeiten „Auf eine Lampe“, „Göttliche Reminiszenz“ (in der ersten Fassung Gelegenheitsgedicht an Gretchen), „Aus der Ferne“, „Abreise“. Die edelste Frucht dieser Zeit aber ist die „Idylle vom Bodensee“, die im Spätherbste bei Schweizerbart in Stuttgart erschien.

Dicht am Gestade des Sees steht ein verlassenes Kirchlein; die Distel gedeiht auf der Schwelle des Pförtleins. Aber noch freut sich das Türmchen, in schlanker Höhe den See zu beschauen. — „Fischer, wie lang ist's her, seit daß die Kapelle den Mesner nimmer gesehen und daß sie kein Vaterunser gehört hat?“ Und der Fischer Märte berichtet dem Schneider Wendel, wie der Benediktinerabt Ernfried seiner gräflichen Schwester zum Andenken die Kapelle gestiftet und wie man beim Graben des Grundes auf heidnisch Gerät gestoßen. Was davon künstliches Werk war, wurde nach dem Kloster gebracht, das andere Erz ohne Bedenken dem Gießer gelassen zum Guß. Doch als die Glocke stand, da war es nur eben, als man klopfe zum Spott an die lederne Haube des Kriegsmanns oder an klotziges Blei. Als aber ein Franziskanerpater aus dem Thurgau den

heidnischen Dämon aus dem Metall getrieben und, nah hinneigend zum Rande den Mund, sprach: Lieblich sei, wie dein Name, nun auch deine Stimme, Maria! — da sang von selber die Glocke, vom holdseligsten Klange berührt des liebsten der Namen. Und die Verheißung bestand, daß die hier knieten und hörten singen die Glocke das Lob der hochgepriesenen Jungfrau, denen würde geschenkt, daß sie kein Stummes noch Taubes sollten gebären dem Mann. Aber die Zeiten sind anders geworden hernachmals. Die ledigen Bursche paßten vor Tag am Wege und neckten die Weiblein. Und die Glocke, hieß es, wäre gestohlen, und eine andere hinge droben im Stuhl, von keinerlei Kraft und nüchternen Klanges.

„Aber", so fuhr der Wendel nun fort, „wo kam denn die Glocke selber am Ende noch hin, die zuletzt für die rechte gedient hat?"

„Wohl, Euch darf ich vertraun, was ich nur in voriger Woche erst zufällig entdeckt; auch sagt Ihr es beide [der Schneider Wendel und dessen Vetter Steffen] nicht weiter: zur Stunde noch hängt sie droben in ihrem Gebälk. Kein Mensch denkt dran und ich selber wunderte mich. Und an Gewicht drei Zentner, ich setze das mindeste, hat sie." Also der listige, lustige Märte.

Dem Schneider keimte geschwind im Busen der sündige Samen. Und nachdem der Fischer fortgegangen — doch nur etliche Schritte zum Schein —,

beriet er mit Steffen den Diebstahl der Glocke. „Kommt auf das Pfund ein Gulden, so macht sich die Rechnung von selber.“ Von Herzen lachen wir mit dem lauschenden Märte über den Plan, den die Diebe mit Schneiderweisheit bis in die Einzelheiten aushecken, denn wir wissen, die Glocke ist längst nicht mehr im Stuhl. Aber der Wendel glaubt's: „er sprach es im Ernste; der Schalksnarr ist ihm endlich vergangen, den er wohl ehe gespielt, da er jung war, wie sie erzählen.“

Bei diesem Worte richtet unser Gefühl an den Dichter die Bitte: Vergönn uns einen der Schwänke, deren er jetzo gedenkt auf dem Heimweg dort nach dem Dorfe. Und also ruft der Dichter in homerischer Weise die ländliche Muse zu Hilfe. Im dritten bis sechsten Gesang nun macht uns Mörikes Kunst den verwegenen Jugendstreich Märtes glaubhaft, mit dem dieser seinen Freund Tone rächt: Die Gertrud, der als Kind schon der Kreuzer im Fäustlein geschwitzt hatte, eh' sie ihn hergab, hat dem wackeren Tone aufgesagt, um sich dem reichen Müller zu versprechen, dem Erzdümmling mit flächsernen Haaren. Da fertigt Märte zwei Strohpuppen: den Müller und die Trude. Und während das lebendige Paar ziemlich einsam im „Hirschen“ feiert, ziehen Tones Freunde mit den Puppen und des Brautpaares gesamter Aussteuer hinaus ins Waldeck, das sie häuslich einrichten. Es ist ein lustiges nächtliches Wald-

fest mit Wein, Schinken, Musik und Witz. Am Morgen holen die Verspotteten ihren Haushalt heim und sind froh, noch so glimpflich davonzukommen. Tone aber, der zuvor schon eine mit keuscher Sinnlichkeit geschilderte Begegnung mit der lieblichen Schäferin Margarete gehabt, freit das frische Kind.

Dann kehrt der Dichter zurück zum alten Märte und zum Schneider Wendel und erzählt es mit köstlichem Behagen, wie die Diebe nach sorgfältigster Vorbereitung und mit Müh und Vorsicht den Turm erklettern, wo ihnen der Mondschein statt der Glocke einen alten löcherigen Filzhut zeigt, einen Auswurf seines Geschlechtes. Hinter ihnen drein aber spottet die Klarinette des Fischers: Was gleichet uns Schneidern an Witzen und Listen?

In der Idylle vom Bodensee ist das epische und das lyrische Element überaus glücklich gemischt. Mit Behagen, mit Anmut und tiefer Bewegung ist diese Erzählung geschaffen. Nur der Einwand, der Dichtung fehle der innerste Zusammenhang mit dem Volk, von dem sie handle, hat einen Schein von Recht. Es fehle hier im letzten Grunde das Erlebnis der Charaktere. Zu einem großen Teil aber liegt das an der Art der formalen Behandlung: das hohe, klassische Versmaß und das viel angewandte homerische Gleichnis

widersprechen diesen Charakteren an sich. Und so dürfte die Empfindung jenes Mangels wesentlich äußerlich sein. Es lassen sich ja auch so viele bezeichnende Beobachtungen aus dem Werke anführen, welche die Behauptung jenes inneren Mangels fast widerlegen. Und die Tatsache, daß „sie alle voraussetzen, die Bodensee-Idylle beruhe auf Geschichten, da doch die gedoppelte Fabel, sowohl von der Kapelle und der Glocke als von Gertrud und ihrer Bestrafung, ganz auf meine Rechnung kommt“, diese Tatsache spricht beredt für die Bodenständigkeit der Erzählung.

Uhland war einer der ersten, der sich zu ihr bekannte. In einem Briefe, auf welchen der Dichter mit den gleichfalls bemerkenswerten Worten hinweist: „Der Brief ist, wie er spricht; sieh doch die Sätze an, die er wie schwere Steine, einzeln, mit kurzen Schritten, trägt und fallen läßt“, schrieb er an Mörike: „Sie haben mich durch die Idylle vom Bodensee ausnehmend erfreut. Es hat mir lange nichts so ungetrübten poetischen Genuß gewährt. Ein so trefflich gelungenes Werk muß zu Weiterem Lust und Mut geben. Dichten Sie rüstig fort, so lang Ihnen

diese glückliche Stimmung wach ist! Sie haben sich in unserer unmäßigen Zeit den Frieden der Poesie gewahrt, ohne ihn doch in idealer Ferne suchen zu müssen, er lag Ihnen näher in der innersten Wirklichkeit des Volkslebens und Volksgemüts." Uhland gab denn auch den Ausschlag, daß dem Dichter der Tiedgepreis dafür zuerkannt wurde.

Die buchstäbliche Widmung des Büchleins galt dem württembergischen Kronprinzen. Dieser dankte dem Dichter mit dem Geschenk eines Brillantringes von so „kapitaler Schönheit und Größe", daß der bescheidene Mann ratlos fragte: „Was aber fang ich mit dem Prachtstück an?" Und er kam zu dem Schluß, es werde wohl seinerzeit wieder zum Juweliere zurückwandern, „was, wie ich weiß, bei dieser Art Geschenke von reicheren Leuten, als ich bin, häufig geschieht und von den fürstlichen Personen schon in Rechnung genommen ist". Von dem Erlös des Kleinods aber gedenkt er in Anbetracht dessen edlerer Bedeutung eine sichtbare und bleibende Erinnerung daran zu behalten, eine Uhr, ein Kettchen oder dergleichen, was er im dankbaren Andenken an den Geber tragen will.

In ihrer tiefsten Bedeutung aber war die Idylle Gretchen zu eigen, der holden Schäferin Margareta. „Ach ja," schreibt der Dichter an die Geliebte, „das war eine himmlische Zeit, da es entstand, vom Anfang bis zum Ende, die Korrektur mit eingerechnet. In meinem Leben hab' ich nichts unter so glücklichen, auch nur von weitem ähnlichen Umständen gemacht, und es ginge nicht mit rechten Dingen zu, wenn man es der Arbeit nicht ansähe."

Hier ist der Ort, jenes entzückenden Haushaltungsbuches Erwähnung zu tun, eines der innigsten und reizvollsten Zeugnisse von Mörikes eigener Art, welches sowohl das geschwisterlich schöne Zusammenleben Eduards, Klärchens und Gretchens als auch jenen Hinweis des Dichters auf seinen bildnerischen Trieb so lieblich illustriert. Dieses Haushaltungsbuch, dessen bedeutendste und schönste Blätter in getreuen Nachbildungen herausgegeben sind, ist eigentlich ein Wirtschaftsbuch, in welchem abwechslungsweise Eduard und Klara sowie Margarete die häuslichen Einnahmen und Ausgaben buchen, und zwar mit nur wenigen Unterbrechungen vom 16. Oktober 1843 bis zum

26. April 1847. In dieser Gewissenhaftigkeit und Vollständigkeit gewährt das Büchlein wie kein anderes Dokument einen Einblick in die Lebensführung des Dichters. Noch größer aber ist seine Fülle von rein menschlichen Zügen: Klara und Gretchen sowohl als auch der Dichter selbst haben das Haushaltungsbüchlein zu ihrem Vertrauten gemacht, in ihm haben sie neben dem Häuslichen auch ihre gemütlichen Ausgaben und Herzenseinnahmen mit dem unmittelbarsten Ausdruck verzeichnet. Fast dreißig der Seiten hat des Dichters zierliche Feder, die ihm sein anmutiger und heiterer Genius geführt, mit Zeichnungen reichlich bedacht, und gleich den „Schwestern" hat er sie mit impulsiven Randbemerkungen versehen, in welchen sein Leben und sein Wesen sich herrlich spiegeln. Das Innenleben dieses glücklichen Hausstandes hat darin den reichsten Ausdruck gefunden. Kleinigkeiten sind es gewiß, „doch solche, wie sie uns am meisten freuen".

Kein leidenschaftlich loderndes Feuer mehr war Mörikes Liebe, aber beständige, innige Glut. Sie durchwärmt auch die wenigen, doch reichen Briefe, die wir, von seiner Hand an Margarete

geschrieben, besitzen. Sie sind gleichfalls gesammelt in dem bereits erwähnten Buch „Eines Dichters Liebe“. Diese Brautbriefe, bald nach München gerichtet, wo Gretchen in einer Erbschaftsangelegenheit ihrer Mutter zu tun hatte, bald nach Bamberg, der Vaterstadt der Frau von Speeth, bald auch nach Mergentheim, wenn Eduard seinerseits in der Ferne weilte, — sie enthalten wiederum „das nächste beste, was mir aus unserem einförmigen Leben einfällt,“ und dieses nächste beste ist wiederum bedeutsam, weil es durchaus „mit dem gleichen Stempel unserer steten Gemeinschaft mit Gretchen“ bezeichnet ist.

Das Frühjahr 1847 mußte Mörike fast ganz auf dem Krankenlager verbringen; er litt an einem hartnäckigen Rheumatismus, der sich im Rückgrat festgesetzt hatte und, wie er schreibt, ihm von diesem edlen Teil aus die Nerven angriff. Erst im Juni, als er mit neuem Vertrauen das Mergentheimer Bad gebrauchte, trat einige Besserung ein. Das Leiden steigerte sich aber in der Folge bis zu plötzlichem Versagen aller Kräfte und bis zu lähmungsartigen Erscheinungen, so daß der Arzt geradezu von einer unheilbaren

Affektion des Rückenmarkes sprach. Zum Schaffen war da wenig Lust, obzwar es an äußerer Anregung dazu nicht fehlte und die Anzeichen zunehmender literarischer Geltung sich mehrten.

Dem Dichter wird bange bei der das ganze Jahr fortdauernden unglaublichen Beschränkung, die sein körperlicher Zustand ihm bei der Arbeit auferlege. Er setzt sich darüber mit Fr. Th. Vischer, der schon vor Jahren in seinen „Kritischen Gängen" von einem Stillstand Mörikes gesprochen hatte, eben zu dieser Zeit auseinander. „Anstatt die Sache einfach zu nehmen wie sie ist — daß ich infolge eines tief eingreifenden körperlichen Leidens seit 1835 mit arbeiten beinahe ganz aufhören mußte —; anstatt unentschieden zu lassen, wohin ich unter günstigeren Bedingungen auf meinem Weg gelangt sein würde und noch gelangen könnte, leitest Du mein Verstummen aus einem inneren Mangel, aus grillenhafter Schwäche her. Natürlich, weil Du, wie so viele andere, mein leibliches Übel zum guten Teil für eingebildet, mich für einen ausgemachten Hypochonder nimmst."

Noch Anfang März 1848 schreibt Mörike

an Hartlaub, er fühle sich unkräftig und schwank, unlustig und unfähig eine Feder anzurühren. „Ich fühle, daß ich schuldig wäre, liebster Freund, besonders Dir ein weiteres Wort zu völliger Beseitigung der neuerlichen Irrungen zu schreiben; ich kann es nicht.“ Zugleich aber bemerkt er: „Die Nachrichten aus Frankreich verschlingen völlig alles andere Interesse und lassen einen selbst die Sorge um den eigenen kranken Leib vergessen.“

Die politischen Ereignisse nahmen ihn ganz in Bann. „Unter allen diesen Schrecken, Sorgen und Erwägungen“, berichtet Mörike an Hartlaub, „bin ich doch durch den Sturm der Weltbegebenheiten mit jeder Zeitung wieder völlig hingerissen, über die Not des Augenblicks und das Ängstliche meines eigenen Daseins bis zu der freudigsten Resignation erhoben worden. Wie wär es anders möglich! Wer hat sich in diesen paar Wochen nicht größer als sein ganzes Leben lang empfunden!“ Seine Sympathien sind auf Seiten des Volks. Er wartet darauf, daß das verruchte Schachbrett der Fürsten vom Tisch gestoßen werde. Der Dichter war bei weitem nicht so unpolitisch

als ihm nachgesagt wird, und seine Teilnahme war sogar voll Leidenschaft. Nur war ihm jede aktive Kraft dabei versagt. Darin war Mörike so verschieden von Hermann Kurz, dieser feurigen Kämpfernatur, daß aus dieser Verschiedenheit jetzt eine Spaltung der beiden Freunde entstand.

In so turbulenten Zeiten lebte der Dichter in großer selbsterwählter Stille. Mit aller schönen Leserei, sagt er, sei's jetzt so eine Sache. Er wenigstens könne neben den täglichen Zeitungen kaum mehr ein Buch in die Hand nehmen, das keine politische Verwandtschaft habe. Seine Lektüre ist, außer den stenographischen Berichten aus der Frankfurter Paulskirche, Schweglers Geschichte der Philosophie, welche ihm eine wahre Stärkung gibt. Man habe in diesen Zeiten fortgesetzter äußerer Spannung und Unentschiedenheit ein ganz natürliches Bedürfnis, in die Tiefe zu gehen und durch den Blick auf die doppelte Welt sich gleichsam selber zu ergänzen.

Über allem jedoch überfalle ihn zuweilen der Schmerz, daß er krank sein solle und bleiben werde, mit verdoppeltem Stachel. Im Mai klagt er Hartlaub: „Ich sag es mir seit ein paar Wochen

öfter und unverhohlener als sonst: ich werde wohl mein Lebtag nicht mehr vom Hunde kommen." Auf dringendes Verlangen des Freundes, ohne rechten Glauben, entschloß Mörike sich im Sommer zu einer Badekur in Teinach, wohin er sich in Begleitung Klärchens am 28. Juli auf den Weg machte. Nun lag aber in der Nähe das Dorf Möttlingen, wo Pfarrer Blumhardt, das „Blumhärdtle" der Tübinger Zeiten, saß. Dieser war durch Heilungen, die er übrigens nie gesucht, aber, als ein Mann des Glaubens, durch die Kraft seiner Persönlichkeit des öfteren gewirkt hatte, schon zu einiger Berühmtheit gekommen. Und wollte Mörike schon an dem alten Freunde nicht vorbei gehen, so mochte die Aussicht, bei Blumhardt auch Hilfe zu finden, ihn zum Besuch in Möttlingen vollends bestimmen. Und hier geschah das Wunderbare: der Jugendfreund nahm den Leidenden aufs herzlichste bei sich auf und schlang ihm beim traulichen Zusammensein den Arm, gleichsam wie in alter Studentenvertraulichkeit, häufig um den Rücken. Schon nach zwei Tagen fühlte Mörike infolge dieser Umschlingungen, im Glauben an magnetische Kraftausströmungen,

sein Übel so geschwunden, die Fähigkeit zum Gehen so vollkommen zurückgekehrt, daß er die Fortsetzung der Reise nach Teinach gar für überflüssig hielt. Blumhardt aber, unfromm eitler Überhebung ferne, bestand darauf, daß der Freund das Teinacher Bad, wenn er wolle als Nachkur, gebrauche, und von hier kehrt Mörike nach einigen Wochen genesen zurück. „Über manche Punkte," berichtet er an Hartlaub, „zumal auch über den ersten unfaßlichen Schritt meiner Besserung, glaube ich ohne Dich gar nicht in das Klare zu kommen. Ein Gotteswerk war diese Reise doch."

Auch das gemütliche Leben erfuhr eine Stärkung durch Hartlaubs Entschluß, Gretchen endlich gerecht werden zu wollen, die ihrerseits durch die fortwährenden Verstimmungen aufs empfindlichste gelitten und, eine leidenschaftliche Natur, schon angefangen hatte an den nächsten Freunden irre zu werden.

Spielender Weise — die immer die liebste und natürlichste des Dichters gewesen — geriet Mörike damals auf den Einfall, auf Elfenbeinblättchen kleine feine Zeichnungen und Malereien zu fertigen, die Klärchen unter ihrem Namen

verkaufen wollte; „ein Teil läßt sich in Broschen und Armbänder fassen, ich liefere die Gemälde unter geschliffenen Gläsern, die ein Stuttgarter Vetter besorgt." Ausgiebiger als der Ertrag davon war das Geschenk verschiedener Literatur- und Kunstfreunde in Leipzig und Dresden, die bedeutende Summe von hundert Talern, die Georg Wigand, der feinsinnige Berater und Verleger des Dresdener Künstlerkreises, ihm übermitteln durfte.

Im Frühjahr 1850 verweilte Mörike mit Klärchen und zeitweise auch mit Gretchen bei seinem Bruder Louis auf Pürkelgut bei Regensburg, einer dem Fürsten Thurn und Taxis gehörenden stattlichen Domäne, die Louis zu verwalten hatte. Hier verbrachten sie, des Aufenthalts im engen Mergentheim wohl überdrüssig, auch den Herbst und die Hälfte des Winters. Der Dichter erlebte zum zweiten Male die wohlige Stimmung der Scheerer Zeit. Zeitweise tut er auch „ganz und gar die Dienste eines Domänensekretärs — nur leider nicht mit taxisscher Besoldung". Die schöne alte Stadt bot manchen Genuß, und auf dem vornehmen Gute selbst, in

den reichlichen Gebäuden, den herrschaftlichen Anlagen mag der Dichter der Mozartnovelle gute Stimmung gefunden haben. Ende Dezember freilich ward all das zu nichte, und zu den Sorgen um die eigene Zukunft, die doch immer dringender wurden, kam von neuem die Sorge um Louis, dessen dienstliches Verhältnis, ohne sein Verschulden, unhaltbar geworden war.

Nach kurzem Aufenthalt in Mergentheim zogen die Geschwister aus, eine neue Wohnstätte und den eigenen Herd zu suchen. Sie wandten sich nach Egelshofen im Thurgau, einem bei Konstanz gelegenen lieblichen Orte.

Klara hatte den Vorschlag gemacht, in Konstanz, als einer sehr billigen Stadt, eine kleine Pension für Mädchen von sechs bis vierzehn Jahren zu errichten. Die Freunde und Verwandten in Stuttgart hatten dem Vorhaben widerraten und von neuem auf eine Existenz in der Heimat verwiesen, wo Eduard an der Bibliothek des Königs Unterkommen suchen, Literaturkurse abhalten und Klärchen etwa eine Kleinkinderbewahranstalt mit besseren Aussichten als in der Ferne eröffnen könnte. Allein die Hoffnung auf

den König vermochte den viel Enttäuschten nicht mehr zu locken, wie überhaupt der heimatliche Boden ihm nachgerade unfruchtbar erscheinen mußte. „Ich gestehe, daß mir die Seegegend schwer wieder aus dem Kopfe will." Und obzwar den Geschwistern der ursprüngliche bescheidene Pensionsplan bald völlig entsank, erlebten sie hier im Mai und Juni doch in geruhiger Stimmung eine glückliche Zeit.

Gretchen indes harrte in Mergentheim der Verwirklichung der Stuttgarter Prospekte, die indes ihren Blick auf die Zukunft eher verdunkeln als erhellen wollten. Solch scheue Bewegungen des Gemütes stillt ein ermutigender Zuruf aus getreuem Munde: „Wär es nur schon so weit mit der Bibliothek und der Stuttgarter Ansiedlung, Sie sollten bald sehen, wie schön uns alle — der Basenschaft in Mergentheim zum Trotz — dies neue Element trüge, obschon ich es bei freier Wahl fürwahr nicht suchen würde!" Am 12. Juni übersiedelte Mörike nach Stuttgart, entschlossen, hier und jetzt die endgültige Entscheidung über die gemeinsame Zukunft zu suchen.

Von hier wandte er sich an seinen alten

Freund Vischer, nunmehr in Tübingen, um ihm und damit zugleich den übrigen Freunden die entscheidende Wendung seines Lebens anzuzeigen. Er schreibt Vischer über seine Zukunftspläne, von denen vor der Hand nur allerlei zufällige Buchhändlerarbeit und Frauenzimmer-Lektionen übrig geblieben seien, und fragt, ob er ihm nicht „ein altes Schweinsleder zum Wiederaufweichen, deutsch oder lateinisch“ wisse. Auch Mährlens altbewährten Rat holte er ein, der ihm für die Frauenzimmer-Lektionen gute Wege wies. Durch Karl Wolff sodann, den zunächst Mährlen und Bauer befreundeten Rektor des Katharinenstifts, einer unter Schutzherrschaft der Königin stehenden höheren Mädchenbildungsanstalt, gewann Mörike eine Anstellung als Lehrer der Literatur und damit endlich einen zwar bescheidenen, aber doch einigermaßen festen Grund für den Bau seines Hauses.

Die eheliche Verbindung mit Gretchen sollte nach der Meinung des Dichters vor allem das gewohnte gemeinsame Leben der letzten fünf Jahre, das anders nicht länger fortzuführen gewesen wäre, für alle Zukunft befestigen. Er selber

ahnte darin keine Gefahr. Wohl aber hatte das Gemüt der Schwester sowohl als das der Braut bei dem Ausblick auf das „dreifache Verhältnis“ manche Bangigkeit überwinden müssen.

Am 27. November führte der Dichter Gretchen heim. „Ich denke“, hatte er zwei Monate zuvor der Geliebten geschrieben, „an jene verheißene Fülle und Stärke ausdauernder Liebe, die jeden Anstoß überwindet. Ich fühle diese Kraft auch meinesteils bei mir erhöht, geheiligt und besiegelt und glaube, daß sie ewig bleibt. Ich weiß, Dein Herz spricht hierzu Amen. Und so zu drei auf diesem Grunde stehend, können wir, was uns von außen etwa drohen möge, getrost erwarten und glücklich zu bestehen hoffen.“

Mitte Oktober schon hatte Mörike seine Lektionen im Katharinenstift, vor einer Schar von wenigstens fünfzig lauter großen Fräuleins, begonnen und gutes Zutrauen zu seiner neuen Tätigkeit gefaßt. „Auch sollen die Schülerinnen, wie man mir wenigstens von mehreren Seiten lebhaft versichert hat, ausnehmend gut von meinem Schwatz erbaut sein.“ Nebenbei hielt der Dichter in seiner Wohnung, bald aber vor größerem

Kreis im „Museum" private Vorlesungen, zu welchen er sich am liebsten die Werke Shakespeares wählte.

In guter Stimmung schuf er auch an zwei eigenen Dichtungen, an der Mozartnovelle und am Märchen vom Stuttgarter Hutzelmännlein, mit dem er seine Wintervorlesungen 1852 begann. Diese Dichtung, die schon längst, als ein Seitenstück zu dem Märchen „Der Schatz", entworfen war, erschien im Druck 1853.

Ein Männlein, kurz und stumpig. Es hatte ein schmutziges Schurzfell um, Pantoffeln an den Füßen, pechschwarze Haare dazu, aber hellblaue, freundliche Augen.

So erscheint (vor wohl fünfhundert und mehr Jahren) dem Schusterseppe das Hutzelmännlein, der Pechschwitzer, der Tröster. Von ihm erhält er auf die Wanderschaft zwei Paar Glückschuh, die je für einen Buben und für ein Mädchen gesegnet sind; das eine Paar soll er anziehen, das andere unter Wegs an eine Straße stellen. Dazu schenkt ihm das Hutzelmännlein ein Laiblein Hutzelbrot, das immer wieder nachwächst, läßt man nur ein Ränftlein davon übrig. Der Seppe soll ihm dafür ein Klötzlein Blei bringen, wenn er es von ungefähr bei Blaubeuren findet. Nun zieht der Seppe aus, zunächst gen Ulm.

Natürlich hat er die Schuhe verwechselt und einen von dem weiblichen Paar an den Fuß bekommen. Wo er halt geht und steht, juckt's ihn, ein Rad zu treten, — und sollt's ein Spinnrad sein. Er meint, er müsse ein Scherenschleifer werden, bis ihn ein Bäuerlein, das ihn aufsitzen ließ, zur Drehbank belehrt. Und während die beiden nun diskurieren über Land und Leute von Schwaben und Blaubeuren, hören wir vom Dichter die ausdrücklich als Episode vorbereitete anmutige „Historie von der schönen Lau".

Die Lau ist die Gemahlin eines Donaunix, von schöner menschlicher Gestalt, und haust im Blautopf, dem Ursprung der Blau bei Blaubeuren, wohin ihr Herr sie verbannt hat, weil sie ihm nur tote Kinder gebar. Fünfmal sollte sie von Herzen lachen, dann wäre der Bann gelöst. Welch reizvolle Aufgabe für den Dichter! Und wie entzückend hat Mörike sie gelöst, der ja so von Herzen lachen kann. Er bringt die schwermütige, schöne Nixe zur nebenwohnenden biederen Frau Seysolffin, der dicken Klosterwirtin, in Kur. Es ist eine bedeutende Kunstprobe, zwei so verschiedene Gestalten nebeneinander zu stellen. Man muß hier gänzlich darauf verzichten, Einzelheiten zu erzählen.

Nach vielen Wanderungen und Erlebnissen, bei denen der Pechschwitzer immer Seppes Schutzgeist ist, findet der Schustergesell bei Blaubeuren das Klötzlein Blei, in dem ein unsichtbar machender Fischzahn

steckt, mit dem der Seppe unbewußt ganz wunderliche Geschichten erlebt. Der Zauber hat die feine Nuance, daß er nur wirkt, wenn der Zahn auf der linken Seite getragen wird. Der Seppe hat das Blei im Ranzen, den er nichts ahnend bald links, bald rechts hinüberwirft. Welch köstliche Situationen Mörike daraus schafft! Auf schöne Weise, in einer eigenen rührenden Geschichte, führt der Dichter den Seppe mit Vronele zusammen, einer Wittib Kind in Stuttgart, das die anderen Glückschuhe gefunden hatte. Mit ihr wechselt Seppe Schuh und Ring, den Fischzahn aber bringt er dem Grafen Eberhard und macht sein Glück damit.

Vielleicht tritt in diesem Märchen die besondere Bedeutung Mörikes am greifbarsten hervor; denn seine „mythenbildende", schöpferische Phantasie, welche seinem ganzen Werke die Eigenart und Kraft verleiht, ist hier in vollem Schaffen. Sie wurzelt so tief in der Naivität des Volksempfindens, daß beim „Hutzelmännlein" (wie ja schon bei der „Idylle vom Bodensee") „sie alle voraussetzten, es habe hier die schwierige Aufgabe gegolten, vorhandene Sagen künstlich zu verweben", während die glückliche Erfindung des Ganzen wie der Einzelheiten ausschließlich Mörike zu eigen ist. Das Motiv von den Glücksschuhen

zum Beispiel besaß der Dichter schon 1847. Da schrieb er im März an Gretchen, die in Bamberg weilte: „Klärchen hat offenbar einen von Ihren Calwer Schuhen verwechselt —, sehen Sie doch nach, ob Sie an einem Fuß nicht zu kurz gekommen sind. Ich malte es der Klara aus, wie ganz natürlich es sei, daß die beiderseitigen Füße nun keine Ruhe mehr haben, daß der eine nach Bamberg, der andere nach Mergentheim strebt." Das Verslein zum Schnellsprechen „Glei bei Blaubeura leit a Klötzle Blei — a Klötzle Blei leit glei bei Blaubeura" kursiert in Schwaben zwar lange vor Mörike, doch ohne irgend einen Sinn oder eine sagenhafte Beziehung, mit welchen erst Mörike die Worte wieder belebt hat. Eine verschollene Blaubeurer Sage — Uhland hat sie wiedergefunden — kennt zwar einen unsichtbar machenden Stein, der im Blautopf liegen soll, aber sie war Mörike unbekannt. Wie viel indes oder wie wenig von dem Stoffe vorlag, ist — der Dichter sagt es selbst — in Absicht auf ein Produkt dieser Art nicht von Bedeutung, „und ich habe es bis jetzt deshalb auch nicht der Mühe wert gehalten, gewisse irrige Annahmen meiner Kritiker bei meinen

anderen Sachen in dieser Hinsicht zu berichtigen." Auch durch scharfes Lokal- und Zeitkolorit ist das „Hutzelmännlein" ausgezeichnet. Die rührend schöne „Historie von der schönen Lau" ist für sich allein zum klassischen Bestande der deutschen Poesie zu rechnen.

In diesem gleichen Jahre war auch die Idylle „Der alte Turmhahn" vollendet worden, deren erste Fassung schon 1840 vorgelegen hatte. Aus Gelegenheit einer Kirchturmrenovation zu Cleversulzbach hatte der Dichter den alten Turmhahn an sich genommen und als ein Symbol pfarrherrlicher Behaglichkeit getreu durchs ganze Leben geführt. Die künstlerisch wie biographisch — im weiteren Sinn — bedeutsame Dichtung, die er darum wob, spiegelt im Grunde Mörikes eigenes Bild, nur „wurde der Pfarrer durch Verlegung in eine frühere Zeit ehrwürdiger gemacht und ihm Weib und Kinder geschenkt". Aber „das Ganze entstand unter Sehnsucht nach dem ländlich pfarrkirchlichen Leben".

Mörikes Ruhm war im Wachsen. In stiller Muße schuf er an seinem Meisterstück, der Mozartnovelle. Dem „Gelauf von Besuchen"

entzog er sich so gut er immer konnte. Wer aber einmal Zutritt zu dem Dichter gefunden hatte, schied nie ohne Bereicherung von ihm. Friedrich Notter spricht, indem er die hervorquellende Herzensgüte und Herzenshelligkeit des Dichters rühmt, von seinem freundlichen Auge und seiner tief ins Gemüt eindringenden Stimme, und er hebt besonders die angelegene Beflissenheit hervor, womit er den ihn Besuchenden immer etwas hervorzuholen und mitzuteilen wußte, das, habe es von ihm selbst oder von einem Andern hergerührt — eine Zeichnung, ein interessanter Brief, ein kleines Gemälde, ein Gedicht —, die Eingetretenen irgendwie über die Stimmung des gewöhnlichen Tages zu erheben geeignet war. „Wer aus einer Unterhaltung mit ihm, und habe sie auch ganze Abende hindurch angehalten, wegging, der fühlte sich im eigenen Wesen erneut."

Einen sinn- und seelverwandten Freund erkannte, ehrte und hegte der Dichter in Theodor Storm, von dem er vor Jahren schon, in Mergentheim noch, die „Sommergeschichten und Lieder" empfangen hatte. Erst das Erscheinen

des „Hutzelmännleins“ gab ihm eine erwünschte äußere Veranlassung, seinerseits an die Türe des Husumer Poeten zu klopfen. Kaum wußten die beiden noch von einander — „Unserer Vorstellung von Ihnen würde eine Andeutung Ihrer äußerlichen Existenz sehr angenehm zu Hilfe kommen. Das eine will Sie zum Arzt, das andere zum Prediger machen“, schreibt Mörike im ersten Brief —, aber bald entspann sich ein inniger, an geistigen und seelischen Werten reicher Verkehr, der zumeist freilich auf die schriftliche Mitteilung beschränkt, uns durch diese aber, in einem von J. Bächtold herausgegebenen Büchlein, auch erhalten geblieben ist. Was Mörike zu Storm hinzog, das war dessen Innigkeit und Liebe, womit er nicht verschmähte, die einfachsten Verhältnisse und Situationen in feiner, edler Zeichnung darzustellen, seine Neigung zum Stillleben.

Durch Storm ward Mörike auch auf Heyse verwiesen, der im Berliner Kunstblatt einen geistvollen Artikel über den schwäbischen Poeten geschrieben hatte. Die Freundschaft zwischen Heyse und Mörike, die mit einer Ansprache des ersteren

Ende 1854 begann, war in ihrem äußeren Verlauf sehr ruhig, innerlich tief und reich. „Ich danke Ihnen mehr als irgend einem der Lebenden oder der Toten," begann der verwöhnte Liebling der Musen, „denn Sie haben mich zur Freiheit erzogen, und mir gegeben, was eigen an mir ist." Auch weiterhin verehrt er in Mörike seine „oberste Instanz bei allen dichterischen Gewissensfragen". Der ältere Dichter aber bewundert an Heyse die meisterhafte Leichtigkeit und Sicherheit der Form: „Es ist ein geistiger Genuß, den niemand völlig haben kann, als wer es praktisch weiß, wie viel dazu gehört, bei solcher Bündigkeit, so silbenkeusch zu bleiben." „Erstaunlich zeigt sich abermals deine höchste Gewandtheit im Vortrag, in den Übergängen, und dann in der Bildung der Stanzen. Ihre öftere burleske Reimkeckheit ist wie das Radschlagen eines Jongleurs, daß einem das Herz dabei lacht."

Auch Geibel trat Mörike näher, als er ihn im Juni 1855 besuchte; schien ihm doch der in Verborgenheit lebende schwäbische Dichter „unter den lebenden Lyrikern Deutschlands eine der ersten Stellen, wo nicht die erste einzunehmen". Und

er hätte Mörike, dessen dürftige Lebensumstände er kannte, gern in die Tafelrunde des Königs Max gezogen, wenn irgend etwas vermocht hätte, den scheuen Mann aus seiner bequemen Einsamkeit zu locken. Desgleichen Auerbach, der Mörike häufiger besuchte, sprach ihm so, als käme es nur auf ihn an, um sich ganz warm in München zu betten. Unter den dortigen Poeten sei schon seit Jahr und Tag davon die Rede. „Ich wäre aber da gewiß nicht an meinem Platz.“ Die Lockung von Berlin und München war bei dem Manne, den es Überwindung kostete, einer Gesellschaft zu lieb auch nur in einen anderen Rock zu schlüpfen, keine Gefahr mehr, seitdem er in der stillen Heimat ein Auskommen und die eigene Häuslichkeit gefunden hatte. Die Geburt eines Kindes, im Mai 1855, band ihn noch fester an die Scholle. „Ich sollte noch erleben, daß einsmals in der Nacht das Klärchen vor meinem Bett erscheint und sagt: Du kannst jetzt kommen, du hast ein Mädchen! Daraus entnehme ich mit Freuden und mit Staunen, daß Gott es noch gut mit mir vorhat.“

In diesem Jahre des Heils ward die Novelle

„Mozart auf der Reise nach Prag“ vollendet. Sie erschien im Frühjahr 1856, zum hundertsten Geburtstage des großen Meisters, den Mörike, ihm auch menschlich sehr nahe stehend, ja wie keinen zweiten im Reich der Töne verehrte. Ihrem Inhalte mit beschreibenden Worten folgen zu wollen, wäre vergebliches Beginnen. Nicht äußere Handlung wollte der Dichter schaffen, sondern „Darstellung der Individualität des Künstlers“ war seine Absicht. Was aber hier an Vergegenwärtigung der Gestalten, an Zauber der eigentümlichen Lebensstimmung des Gegenstandes erreicht worden ist, wird kaum ein zweites Mal zu erreichen sein. Nur einen einzigen Tag vergönnt uns der Dichter in Gesellschaft seines Lieblings, doch ist ihm die Zeit genug, uns „sein Mozärtlein“ in solcher Lebensfülle zu zeigen, wie die umfassendste Biographie es nicht vermag. Der Stil der Novelle ist klassisch und ihre Komposition bewundernswert. Und keineswegs ist es nur der starken Anziehungskraft des Stoffes zuzuschreiben — wie der bescheidene Dichter meint —, daß man der Arbeit die öfteren und längeren Unterbrechungen, wäh-

rend welcher sie mehrmals beinahe schon aufgegeben war, nicht anspürt. Vielmehr ist es die große Kunst des Dichters, jenen seltsamen Bann zu weben, welchen als erster Freund Wolff empfand: „Wolff sagte, er sei ungeachtet der vorherrschenden Heiterkeit, oder vielmehr durch die Art derselben, aus einer wehmütigen Rührung gar nicht herausgekommen. — Das ist es aber, was ich eigentlich bezweckte." Kein Geringerer als Hebbel hat die Vollkommenheit der Mozartnovelle bezeugt mit dem feinen Wort: sie scheine ihm die eigentliche Aufgabe dieser Kunstgattung insoferne gerade zu lösen, als sie aus einem Senfkorn eine Welt hervorgehen und sich lieblich entfalten läßt.

Es war im Frühjahr 1856, daß dieser Titan, Hebbel, bei dem schwäbischen Idylliker die erste Einkehr hielt. Mörike hatte nicht viel von ihm gewußt, er hatte nur gehört, er sei ein Mann von schroffstem Charakter und einem unmäßigen Ehrgeiz. „Wie anders", schreibt er nun, „fand ich ihn in der Tat! Natürlich, liebenswürdig, menschlich-gut. Das Jähe und Heißatmige, das offenbar in seinem Wesen lag, trat im Gespräch nach

keiner Seite hin verletzend, aggressiv, vielmehr als allgemeines, schönes Pathos mit manchem Zug des zartesten Gefühls hervor. Daß ihn das Eingeständnis meiner Unbekanntschaft mit seinen namhaftesten Werken nicht einen Augenblick verstimmte, entschied gleich anfangs mein Vertrauen und gab mir einen frohen, unbefangenen Ton, der ebenso erwidert wurde.“ Die beiden Dichter, deren jeder am anderen das ihm selber Gegensätzliche, Fehlende aufs höchste schätzte, tauschten miteinander in Zukunft ihre Werke und ihr Vertrauen. Mörike hatte keine guten Zeiten, und was ihn noch beschäftigte, war zumeist nur die Umarbeitung des Nolten, die ihm geradezu peinvoll wurde. Als Hebbel 1860 ihn zum zweiten Mal besucht hatte, klagte er, Mörike sei eingeschlafen, teils weil in seinem Talent der Keim zu einer fruchtbaren Fortentwicklung ohnehin nicht liege, teils weil er sich in den elendesten, mitleidwürdigsten Verhältnissen herumquäle. Im Jahr 1861 kam immerhin der „Besuch in der Kartause“, eines der besten Stücke seiner Art, zur Reife.

Das Jahr 1862 brachte dem Dichter zwei erfreuliche Ereignisse. Die Schillerstiftung ver-

lieh ihm eine Ehrengabe von 900 Mark. Fast zu gleicher Zeit empfing er, just als er eine Abhandlung „über Wahrscheinlichkeit“ zu lesen angefangen hatte, das Unwahrscheinlichste: die „fabelhafte Münchener Neuigkeit“ seiner Aufnahme in den Maximiliansorden, die ihn um so tiefer berührte, als er in dem Kapitel den Platz des am 22. Februar dieses Jahres verstorbenen Justinus Kerner einnehmen sollte. Geibel war es gewesen, der Mörikes Wahl in einem langen und heftigen Kampfe mit lauterem, unbestechlichem Charakter gegen alle andern, auf Bodenstedt vereinigten Stimmen durchgesetzt hatte. „Eine so seltene Auszeichnung“, schreibt der Dichter an den König Max, „mußte mich bei den bescheidenen Begriffen, welche ich vom Werte meiner Leistungen auf dem Gebiete der Dichtkunst jederzeit gehabt, aufs höchste überraschen und rühren.“ Er fügt hinzu, wie es ihn manchmal habe schmerzen wollen, daß ihm bei der Beschränktheit seines ganzen Lebensgangs, insonderheit unter dem Drucke vieljährigen körperlichen Leidens, die Entwicklung einer bedeutenderen und erfolgreicheren Tätigkeit versagt worden sei.

Lauter und lauter drängte sich die Öffentlichkeit in die Stille des berühmten Mannes. Da flüchtete er im Sommer dieses Jahres nach Bebenhausen, einem einsamen, von großen Wäldern umgebenen und schönen Ort, unweit von Tübingen, und „niemand soll meinen Aufenthalt erfahren, damit ich ganz in Ruhe bleiben kann". Mit stündlich lebhaft angeregtem Interesse an allem, was ihn hier umgab, verlebte er mit der Schwester und seinem zweiten, 1857 geborenen Töchterchen glückliche Wochen. Die „Bilder aus Bebenhausen" zeugen davon. Eine Wallfahrt nach Tübingen konnte nicht fehlen, es war „ein Rausch von Erinnerungen!" Bei einem Freunde sah er hier „schöne Blätter von Schwind — die sieben Raben, auch eine Sonderbarkeit, eine bildliche Symphonie von Beethoven".

Schon früher hatte Mörike diesen von ihm hoch verehrten Künstler einmal herzlich grüßen lassen. Und nun, Ende des Jahres, wandte er sich unmittelbar an ihn, um für den Verleger der Zeitschrift „Freya" eine Zeichnung zu „Erinna an Sappho" zu erbitten. Mörike durfte sich auf die Versicherung jenes Freundes berufen, wie

freundlichen Anteil Schwind jederzeit an seinen wenigen Arbeiten genommen, „und ich habe mir,“ fügt er hinzu, „eben weil es der Anteil eines Malers und dieses Malers ist, im stillen immer viel darauf zu gut getan.“ Die beiden Männer wurden bald herzliche Freunde, sahen sich des öfteren — denn Schwind konnte sich dem seßhaften Mörike gegenüber im Alter noch als „rechten Voyageur“ rühmen — und wechselten die schönsten und launigsten Briefe, die, gleichfalls von Jakob Bächtold gesammelt, neulich in einer erweiterten Ausgabe erschienen sind.

Zu eigenem Schaffen fand Mörike nicht mehr die Kraft. Immerhin vollendete er jetzt seine auf J. Fr. Degens Übersetzung fußende Ausgabe des „Anakreon und der sogenannten anakreontischen Lieder“, die wohl die beste bleiben wird. Für die Drucklegung des Werkchens, deren Mühen dem Dichter stets lästig gewesen waren, hatte Freund Wolff in Julius Klaiber einen „braven Mithelfer“ angeworben; ihm sollte noch die Aufgabe zufallen, nach dem Tode des Dichters den Nolten zu vollenden, dessen Umarbeitung Mörike sich als Winterarbeit vornahm. Eine

modifizierte Miniaturausgabe des „Anakreon" zuzurichten, lehnte Mörike ab: So gut er die paar hundert Gulden hätte brauchen können und so leicht sie verdient gewesen wären, so ging es, schreibt er, doch wahrlich wider sein Gewissen, dem allgemeinen Publikum so etwas als besonderen Leckerbissen zu präsentieren.

Dem „Strudel von Notabilitäten" vermochte nun auch die entschlossene Schwester als Türhüterin nicht immer Stand zu halten, zumal wenn Leute von so „entsetzlicher Lebhaftigkeit" kamen wie Bogumil Goltz. Ein „Musterkärtchen" davon sendet Mörike dem Busenfreunde, der nunmehr in Stöckenburg bei Schwäbisch Hall hauste:

„Am 31. [Dezember 1864] abends kommt Vischer in Zürich, sitzt eine Stunde an meinem Bett. Gespräch über die Möglichkeit seiner Anstellung hier . . .

28. Januar [1865] kommt Löwe mit einer Einladung zu der Madame Viardot, die wegen der Schubertfeier hier war; sie habe mehrere Lieder von mir in Musik gesetzt, die sie mir singen möchte . . .

31. besucht mich Moritz Hartmann, der Schrift-

steller, mit dem Russen Turgenieff, einem vielgerühmten Novellisten, von dem ich aber noch nichts las ..." (Turgenjeff hingegen hatte den „Alten Turmhahn", den er ungemein liebte, Wort für Wort im Gedächtnis.)

Mit Vischer pflegte der Dichter wieder lebhaften und herzlichen Umgang und war Vermittler für ihn, als er von Zürich nach Tübingen oder Stuttgart berufen werden sollte und endlich als Lehrer der Ästhetik an der Technischen Hochschule in die Heimat zurückkehrte. Auch Mörike selbst hatte das Ministerium zu wiederholten Malen den Antrag einer Lektion am Polytechnikum gemacht, allein seine Gesundheit und sein Befinden, die auch durch eine Kur in dem bayerisch-schwäbischen Moorbad Wemding nicht wesentlich gehoben werden konnten, waren so unbefriedigend, daß er Ende 1866 auch sein Lehramt am Katharinenstift niederlegte. Er wurde mit vollem Gehalte pensioniert. „So unbedeutend die Geschäftslast an sich war, so fühlte ich doch recht, wie viel Nachteiliges und Störendes damit für mich hinweggefallen ist."

Man erwog schon einen Rückzug ins Land-

leben, allein die Rücksicht auf die Erziehung der Kinder entschied zunächst für ein weiteres Verbleiben in der Hauptstadt. Nur eine Zuflucht ward erwählt in dem schönen Lorch, wohin der Dichter mit seiner Gattin im Juni 1867 entfloh, um in Stuttgart nicht vollends „totbesucht" zu werden. Da nahm er denn „nicht einen Hut voll Residenzluft mit, ... ein Ding, das zum Glücke nie an mir haften wollte."

Er hatte eben noch die Korrektur der vierten Auflage seiner Gedichte abgeschlossen, welche die letzte von seiner Hand sein sollte. „Daß ein Porträt beigegeben werden soll, ist nicht nach meinem Sinn, wie Ihr Euch vorstellen könnt." Zwanzig Jahre früher schon hatte Mörike an Hartlaub geschrieben: „Wenn mir die aufgeschlagenen Titelbilder hinter den Fenstern der Buchhändlerladen einfallen, die Herren Boz, Herweghs, Ronges usw., mit den schönen Bärten in Stahlstich, und ich denke mir, daß so ein geschlecktes, halbfremdes Gesicht, mit meinem Namen versehen, auch eines Tages da heraus kokettierte, so, sag' ich Dir, schäme ich mich schon jetzt und werde rot bis an den Nabel." Anderseits hatte

der Gedanke daran für ihn etwas Natürliches und Angenehmes, weil er den Freunden mit dem Bilde, ohne daß es ihn etwas kosten sollte, ein Andenken hinterlassen könnte. Die beigegebene Photographie, die Mörike selbst wohlgelungen nennt, ist neben der 1851 entstandenen Steinzeichnung von Buonaventura Weiß wohl das beste Bildnis des Dichters.

In Lorch nun, schreibt Mörike an Hartlaub, lebt er, essen und trinken abgerechnet, fast nur vom Genuß der Gegend (die allerdings über die Maßen schön ist), insonderheit der Luft, und rühmt sich, kaum noch eine Feder angerührt zu haben. Und so wohl war ihm hier, daß er den größten Teil dieses Jahres sowie die folgenden Zeiten bis zum Herbst 1869 verblieb, abwechselnd in Gesellschaft der Gattin, der Schwester und der Kinder. Das Klima der waldreichen Gegend tat ihm und Gretchen sehr gut. Man war viel im Freien, man machte Ausflüge in die schöne und geschichtlich bedeutsame Umgebung, und zumal das Kloster Lorch — „da war ich wieder halb in Bebenhausen“ — ward oft besucht.

Schon im ersten Lorcher Brief schrieb der

Dichter: „Wenn nur unsere Verborgenheit sich hält, die leider schon einen kleinen Riß erhalten hat.“ Insbesondere auch dem unternehmenden Schwind war der Weg in diese Abgeschiedenheit nicht zu beschwerlich. „Er ist allerdings ein unruhiger Gast, der einen auch ziemlich in Atem erhält. In seinem Wesen liegt eine große Gewalttätigkeit, vor welchem die meisten scheu zurückweichen. Das Genialische an einem Menschen aber hab ich nicht leicht so wie bei ihm empfunden.“ Schon im Anfang des Jahres hatte Schwind seine kostbaren Zeichnungen zum Cleversulzbacher Pfarrgarten („Ach, nur einmal noch im Leben“), zum „Sicheren Mann“ und zur zweiten Legende von „Erzengel Michaels Feder“ gesandt. Mörike selbst schrieb die beste und schönste Erklärung dieser Blätter, mit denen er sich zuerst einschloß, um sich ihrer, von andern Stimmen unverworren, einigermaßen zu bemächtigen. Bald aber war er dieser überströmenden Fülle des Lieblichen und Großen gegenüber sich selbst nicht mehr genug und rief Frau und Schwester, die ihn im dritten Zimmer durch zwei Türen mehrmals hatten laut auflachen hören.

Es war dies „keineswegs nur die einfache Wirkung des komischen Stoffes, welche hier in das greifbarste Leben trat; es war weit mehr jene rein schöne, hohe, mit keinem anderen Glück zu vergleichende Lust, die wir immer empfinden, wo die Kunst einmal wieder ihren Gipfel erreicht, wo uns der Genius selbst anlacht, eine freudige Rührung und selbstloser Dank, der vorerst gar nicht weiß, wem er eigentlich gelte, bis man zunächst dann freilich nur dem Künstler um den Hals fallen kann". „In Summa: Schwind ist ein Wundermann." Erst in der innigen Gemeinschaft mit Moritz von Schwind, dessen Wesen der malerischen Eigenart Mörikes völlig entsprach, hat jene alte Unzufriedenheit des Dichters mit dem Schicksale, daß es nicht einen Maler aus ihm machen wollte, Ruhe und Stillung gefunden. Ihm widmet er die Verse:

Du lässest mich
o Freund, was mir für mein bescheiden Teil an Kunst
gegeben ward, in deinem reinen Spiegel sehn.

Mörike selbst fand in Lorch artige Gelegenheit, seinem nimmer rastenden bildnerischen Drang

Genüge zu tun. Er sah dem Hafnermeister Groß daselbst eine Weile mit Vergnügen an der Drehscheibe zu und legte dann, obzwar der Meister meinte, dergleichen sei ihm noch niemals vorgekommen, selbst Hand an: er ließ Gefäße und Töpfe nach seiner Zeichnung fertigen und gravierte in sie vor dem Brande launige Zeichnungen und Verse. Manche hübsche Probe seines „neu erwählten Metiers", zu dem er sich scherzhaft mit der Unterschrift „Eduard Mörike, Hafner in Lorch" bekannte, ist uns bewahrt.

„Und was wir sonst hier treiben? Ich habe mancherlei gelesen ... Auch wurde vom Maler Nolten ein Stück ins reine gebracht." Der Nolten war „sein Schmerzenssohn" geworden. Die Arbeit daran war ihm mitunter geradezu quälend, und er durfte sich mit ihr nur von Zeit zu Zeit nach längeren Unterbrechungen, für die überdies auch häufiges Unwohlsein sorgte, befassen, um sich die Lust daran nach Möglichkeit frisch zu erhalten. „Sie muß aber getan sein, und falle sie aus wie sie wolle, so weiß ich doch, daß ich mit dieser Umformung das alte Buch vertilge, d. h. den Wiederabdruck unmöglich mache."

Doch auch die Lorcher Einsamkeit hatte das Werk nicht wesentlich zu fördern gemocht, unvollendet nahm er es mit auf den weiteren Weg.

In Stuttgart, wohin er Ende des Jahres 1869 zurückkehrte, blieb Mörike nicht mehr lange, er übersiedelte schon zu Anfang 1870 „teils aus Gesundheitsrücksichten, teils anderer Umstände wegen" in das am Neckar gelegene Landstädtchen Nürtingen, das er ja seine halbe Heimat nannte. Der Krieg nahm das Interesse des Alternden noch einmal ganz in Anspruch. Schon an den Ereignissen von 1866 hatte er den regsten Anteil genommen. Jetzt schreibt er an Hartlaub: „Ich lebte diese letzten Monate herein beinahe nur vom Krieg und hatte, um die Zeit von einer großen Post zur andern herumzubringen, den Kopf in lauter alten Kriegsgeschichten, las den Caesar de bello gall. und viel dergleichen durcheinander, mit solcher Gier und Ungeduld, daß ich mir oft selbst lächerlich dabei vorkam."

Im übrigen war der Aufenthalt in Nürtingen wenig gedeihlich. Dem Freunde Schwind hatte er und insbesondere das Quartier gleich nicht gefallen wollen. Sie standen zusammen am Fenster

gegen die Straße, wobei Mörike den Maler doch ernstlich auf das malerische Dachgewinkel der gegenüber stehenden alten Häuser aufmerksam machte, das selbst ein Ludwig Richter nicht ganz verschmähen würde. „Ja, ja," versetzte Schwind mit seinem gutmütigen Spott in den Augen, „nur ist es immer ein Unterschied, ob man etwas interessant findet, oder ob man sich damit vermählt." Am 8. Februar 1871 traf den Dichter der große Schmerz um den Verlust dieses herrlichen Freundes. Er empfing sein Totenbild. „Beim ersten Blick darauf schoß mir das Wasser in die Augen; dann aber ging das herbe, persönlich gemischte Schmerzgefühl alsbald in jene andere allgemeine, nur noch rein schöne und erhabene Empfindung über, die hier allein zu herrschen hat."

Noch im gleichen Jahre kehrte man, vor allem aus Sorge um die Gesundheit eines kranken Töchterchens, wieder nach Stuttgart zurück. „Von mir," schreibt nun der Dichter, um den es einsam ward — auch Mährlen war dahingegangen und Strauß —, „von mir ist weiter nichts zu sagen, als daß ich mich des lang-

entwöhnten Lebens in der Hauptstadt bis jetzt nur halb erfreue."

Ein neuer Aufenthalt in Lorch im Sommer 1873 war nur noch ein gedämpfter Nachklang alter Zeit: „Ja, Lorch! Der alte Sonnenschein, derselbe Luftgeruch, dieselben freundlichen Gesichter, wie in den früheren Jahren!" Eines fehlte und alles: Gretchen! Die schon Jahre hindurch fühlbaren häuslichen Verstimmungen hatten sich allmählich so verstärkt, daß noch jetzt eine „Trennung auf unbestimmte Zeit" nötig erschien. Die Familie war gespalten, Gretchen sah sich mit der älteren Tochter nach Mergentheim verwiesen, Eduard, Klara und die Jüngere lebten die nächsten Monate in Fellbach bei Cannstatt und kehrten zum Winter in eine neue Wohnung nach Stuttgart zurück.

„Von unserem alten Mörike erfahre ich eben durch Freund Scherer in Stuttgart das Allertraurigste", schreibt Storm an Heyse, den 3. Dezember 1873. Und berichtet, was geschehen. Die ganze Schuld legt Georg Scherer auf Mörikes Schwester Klara, die den schwachen Bruder zum Bruch gedrängt habe. Wer wollte richten! Wem

stünde es zu, die Schuld zu verteilen zwischen der Schwester, welche durch liebevolle Treue und durch einen früheren Verzicht auf einen ihr gewordenen Antrag den Platz an der Seite des Bruders wohl erworben hatte, und zwischen der Gattin, deren Anspruch auf die ungeteilte Stellung im Leben des Mannes im natürlichen Recht aufs tiefste begründet war. Es war die Tragik der Verhältnisse, die nur durch den freiwilligen Rücktritt der Schwester hätte gelöst werden können. Allein als diese im Sommer 1853 aus der „Dreiheit" ausscheiden gewollt, da war der Bruder es gewesen, der sie wieder hielt und das Verhängnis herauf beschwor. Wir haben nur das Recht, mit Storm zu klagen: „Es ist unsäglich traurig."

Wie die Schuld sich auch verhalte, „die Geschichte hat hier viel Staub aufgewirbelt", berichtet Georg Scherer, „und wird nicht gerade zu Mörikes Gunsten besprochen." Der empfindsame, feine Dichter mag viel darunter gelitten haben. Unter solchen Umständen konnte auch am Nolten nicht viel geschehen. Auch sein Umgang war beschränkt, am meisten verkehrte er noch mit Vischer. Als im Winter 1873 die Tochter des

Jugendfreundes, Isolde Kurz, bei ihm eintrat, fand sie in seiner Persönlichkeit etwas unendlich Harmonisches, Zartes und zugleich Weltfremdes. Er selbst, als er erfuhr, wer das seltsam schöne Mädchen sei, verbarg nur mit Mühe tiefe Bewegung. Hermann Kurz hatte sich noch im Jahre 1870 mit ihm ausgesöhnt, indem er die Mozartdichtung in seinen „Novellenschatz" aufnahm. „Mit tausend Dank Dein alter, jetzt nur gar zu alter E. Mörike", hatte er da unterzeichnet. Am 10. Oktober 1873 war ihm der Freund vorausgegangen. Beim Abschied nun zog Mörike die Tochter zur Seite und trug ihr mit tiefem Ernst seine Grüße „dorthin" auf. „Ich konnte sehen," erzählt sie, „wie die alte Zeit mächtig in ihm emporgequollen war". Bei seinem nächsten Geburtstag klang Abends laut und voll ein Akkord durchs Zimmer, wie aus einer Harfe geschlagen. In der Mozartnovelle, dieser bei aller Heiterkeit von Todesahnung durchzogenen Dichtung, stehen die merkwürdigen Worte: „Wir wünschten wohl, unsere Leser streifte hier zum wenigsten etwas von jener eigentümlichen Empfindung an, womit oft schon ein einzeln abgerissener,

aus einem Fenster beim Vorübergehen an unser Ohr getragener Akkord, der nur von dorther kommen kann, uns wie elektrisch trifft und wie gebannt festhält ..." Klara und das Kind schwiegen betroffen, der Dichter aber sprach: „Das bedeutet mich. Es ist mein letzter Geburtstag." Dies war ihm so gewiß, daß die Zunahme seines Leidens ihm nur natürlich erschien. Bald warf ihn ernste Krankheit darnieder. Schon Anfangs Mai fürchtete man für sein Leben. Daß er den Nolten unvollendet zurücklassen sollte, schmerzte ihn tief. Seine Gedichte hielt er in der Hand, blätternd, und legte sie nieder mit dem frohen Bewußtsein, daß sie nichts Unreines enthalten. An sein Lager rief er Margarete zurück und schloß ewigen Frieden mit ihr. Er war bereit.

— Ängste, quäle
Dich nicht länger, meine Seele!
Freu dich! schon sind da und dorten
Morgenglocken wach geworden!

Sie klangen ihm in der Frühe des 4. Juni 1875. An einem Sonntag haben ihn Dichter zu Grabe getragen.

Schriften von
Walther Eggert Windegg

Eduard Mörike. Eine Monographie. Zweite, neu bearbeitete Auflage. Geheftet M 3,50, gebunden M 5,—.

Eduard Mörikes Werke in Auswahl, mit Einleitungen sowie Anmerkungen. Zwei Bände. Gebunden M 3,60.

Eduard Mörikes Haushaltungsbuch. Mit 34 Faksimileseiten. Zweite, billige Ausgabe. 5. und 6. Tausend. M 3,—.

Eduard Mörike / Liebmund Maria Wispel und seine Gesellen. Neu erschienen. Mit vielen, zumeist erstmals veröffentlichten Faksimiles. Gebunden M 6,—.

Eines Dichters Liebe. Eduard Mörikes Brautbriefe. Mit einer Handzeichnung und einem Porträt. 6. und 7. Tausend. Gebunden M 4,50.

Künstlers Erdewallen. Briefe Moritz von Schwinds. Mit drei Porträttafeln und mehreren Illustrationen. 4. und 5. Tausend. Gebunden M 6,—.

Tage und Nächte. Gedichte in Prosa. Zur Zeit vergriffen.

Premiere. Komödie in einem Akt. Geheftet M 1,50.

Flora. Tragische Komödie in drei Aufzügen. Geh. M 2,50.

Geschichten aus Frankreich. Zweite Auflage. Geb. M 3,—.

Arme und Reiche. Soziale Erzählungen. Gebunden M 2,80.

Ehescheidung. Roman. Autorisierte Übertragung von Paul Bourgets Un divorce. Gebunden M 4,50.

Einst, vor vielen hundert Jahren. Deutsches Legendbüchlein. Neu erschienen. Gebunden M 1,80.

Der Deutsche Krieg in Dichtungen. 7. und 8. Tausend. Gebunden M 2,50.

Der Barde. Die schönsten historischen Dichtungen von den Anfängen deutscher Geschichte bis zur Gegenwart. Neu erschienen. Gebunden M 6,—.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen

Hans Heinrich Ehrler

Die Reise ins Pfarrhaus

Roman. 4. und 5. Tausend. Geheftet M 5,—, gebunden M 6,50

Berliner Tageblatt: „Man hat nicht das Gefühl, als lese man ein Buch; es ist vielmehr, als höre man einen innig gespielten Choral auf der Orgel, reich an lyrischen Schönheiten. Das ist ein Erziehungsbuch, wenn man will ein Andachtsbuch sogar."

Briefe vom Land

Roman. 3.—5. Tausend. Geheftet M 3,—, geb. M 5,—

Berliner Zeitung am Mittag: „... Diese ‚Briefe vom Land' sind ein frühlingshelles Buch, das ein wenig an die sonnigen ‚Briefe aus meiner Mühle' von Alphonse Daudet erinnert ... Diese Briefe wirken so schön und wahrhaftig, daß sie menschliche Dokumente zu sein scheinen ... Ihre Sprache umschmeichelt uns wie warmer Sommerwind und ist erfüllt von neuen Klängen."

Der Hof des Patrizierhauses

und andere Erzählungen

4.—6. Tausend. Geheftet M 3,50, gebunden M 5,—

Karlsruher Tageblatt: „Ist Eichendorffs Saitenspiel, das einst Mörike erbte und an Storm weitergab, wieder zum Klingen gekommen? Hans Heinrich Ehrlers zarte Meisterhände berühren die Saiten. Silberhell und glockenrein tönt seine Weise. Ist das noch Prosa, was wir vernehmen? Dann ist's eine Prosa voll Melodie, die Schubert ersonnen haben könnte. Hingerissen von so viel Schmelz, überschüttet von Schönheit, dünkt sich eingesponnen in silbernes Filigran, wer mit empfänglichen Sinnen sich dem Reiz dieser Erzählungen hingibt. Nicht von ungefähr geschieht es, daß Musik und musische Menschen in fast jeder Erzählung Gang und Haltung der Geschehnisse bestimmen. Selig-beseelt atmet die Landschaft, Lüfte klingen, Menschen blättern sich aus Knospenhüllen auf und neigen sich mit einer leicht rührenden Gebärde wie Madonnenbilder auf goldenem Grund. Es ist, als erzähle Ehrler fromme Legenden, so innerlich rein und so äußerlich sauber sind seine Gaben. Dabei fehlt ab und zu nicht der Ton leichter Ironie, der uns Heutigen im Blute liegt (Gottfried Keller hätte ihn satter gefärbt), aber immer bricht gerades, klares Gefühl sich Bahn. Mit erlesener Kunst setzt Ehrler die Worte und knüpft sie zu Sätzen; nichts ist ohne Belang, kein leerer Ton bringt eine Stockung. Voll Schwingung ist das innere Gefühl, und restlose Hingabe füllt jede einzelne Erzählung mit der Wärme des Blutes. Keinen Sensationen geht Ehrler nach, er regt nicht mit Bizarrem auf, sondern er hebt uns in die reinen Lüfte edler, etwas weicher, so doch nie sentimentaler Dichtung. Der einer Frau zur Huldigung die ‚Briefe vom Land' schrieb, ist auch hier ein Frauenlob. Liebe zum unverkünstelten Menschen, der sein Schicksal aus seinem Herzen empfängt, Liebe zum deutschen Land, zur schönen schwäbischen Heimat speist wie ein guter Regen alle Wurzeln seiner Phantasie in diesen fünfzehn ‚höher hingebahnten Geschichten'."

